

## ***Ausgezeichnet!***

*Nominierte und prämierte Abschlussarbeiten  
an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften*



Band 2020/01

Jerôme Schickschneit

### **Normative Normalität des Alltags**

Diffuse Spannungen

lebensweltorientierter Sozialer Arbeit

**Technology**  
**Arts Sciences**  
**TH Köln**

Jerôme Schickschneit:

Normative Normalität des Alltags. Diffuse Spannungen lebensweltorientierter Sozialer Arbeit

Band 2020/01 der Reihe „Ausgezeichnet!“

Nominierte und prämierte Abschlussarbeiten an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Köln

Herausgegeben durch Soziale Arbeit Plus, Redaktion: Stefan Schäfer

Bisher erschienen:

2017/01 Tanja Purucker: Von zu kurzen Röcken und anderen Märchen. Vergewaltigungsmythen: Hintergründe, Folgen und eine Möglichkeit der Intervention.

2017/02 Moritz Schumacher: Genderkompetente und interkulturelle Professionalität in der offenen Kinder- und Jugendarbeit – ein Handlungsdilemma?

2017/03 Carolina Nawroth: Frühe Hilfen als Akteur im Präventionssystem. Ambivalenz zwischen Hilfe und Wächteramt.

2017/04 Alina Petrenko: Linguistische Analyse von Beratungsgesprächen in der Sozialen Arbeit. Entwicklung von Lösungskonzepten in der Wohnungslosenberatung.

2017/05 Monique Baader: Soziale Arbeit und Foucaults Analytik der Macht. Eine macht- und herrschaftskritische Auseinandersetzung mit der Sozialen Arbeit.

2017/06 Heike Fiebig: Schlüsselsituationen Sozialer Arbeit – Ein neuer Ansatz zur Relationierung von Theorie und Praxis?

2017/07 Anna Zill: Helfersyndrom und Soziale Arbeit. Eine empirische Studie unter Studierenden der TH Köln.

2017/08 Baptiste Egelhaaf: Apps für geflüchtete Menschen. Exemplarische Analyse.

2018/01 Melina Stevens: Subjekt – Identität – Anerkennung. Zu den Theorieproblemen bei der Integration von Judith Butlers (Geschlechter-)Theorie in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit.

2018/02 Alexandra Schneider: Okkulte Weltanschauung als pädagogisches Prinzip. Ein kritischer Blick auf die Waldorfpädagogik.

2018/03 Ninon Muthmann: Auswirkungen der definitorischen Unschärfe des Sterbens auf die Palliativversorgung.

2018/04 Anna-Katharina Vogel: Konstruktion von Geschlecht, Sexualität und Behinderung im Diskurs zur Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten.

2018/05 Serpil Ertik: Migration und Behinderung als Herausforderung für die Soziale Arbeit. Wechselwirkungen von Behinderung und Migration beim Zugang zu zentralen Lebensbereichen von Geflüchteten mit Behinderung.

2018/06 Benjamin Kemper: Formen der Marginalisierung, Stereotypisierung und Ausgrenzung von Mädchen und Frauen bei digitalen Spielen. Zur Schnittstelle von Game Studies und Genderforschung.

2018/07 Zijad Naddaf: Die Regierung von Migrationen. Moderner Rassismus unter der Perspektive der Biomacht. Räume, Grenzen und Macht im Dispositiv Europa.

2018/08 Merle Boedler: Weibliche Sexarbeit und die hegemoniale Geschlechterordnung.

Diese Arbeit wurde als Bachelorthesis im Studiengang Soziale Arbeit an der Technischen Hochschule Köln im Sommersemester 2019 eingereicht. Sie wurde durch den Erstgutachter Prof. Dr. Franz Krönig und den Zweitgutachter M.A. Nils Wenzler betreut.

Die Thesis von Jerôme Schickschneit wurde von der Jury der Initiative „Ausgezeichnet!“, bestehend aus Praktiker\*innen, Hochschullehrenden und Studierenden, im Oktober 2019 als herausragende Abschlussarbeit prämiert.

Den Autor können Sie kontaktieren unter: [jeromeschickschneit\[at\]web.de](mailto:jeromeschickschneit[at]web.de)

## Abstract

Die *Lebensweltorientierung* nach *Hans Thiersch* stellt wohl eines der geläufigsten Theoriekonzepte im gegenwärtigen Diskurs der Sozialen Arbeit dar. Mit ihr werden die (primär) bezugswissenschaftlich-entschlüsselten Termini ‚Lebenswelt‘ und ‚Alltag‘ als Orientierungspunkte für die Praxis sowie als Gegenstand für die wissenschaftliche Disziplin Sozialer Arbeit konstatiert; genauer noch: systemintern normativ aufgeladen. Insbesondere stützt sich das Theoriekonzept auf gesellschaftskritische Modernisierungserzählungen hinsichtlich spät-kapitalistischer Entwicklungslinien und deren Einfluss auf das Individuum, die Gesellschaft und die vermeintlich dazwischenliegende Soziale Arbeit. Die angestrebte Um-Orientierung soll die Soziale Arbeit aus ihren über-bürokratisierten und ökonomisierten Methodenzwängen befreien, eine „ganzheitlichere“, also „professionell richtige“ Begegnung mit den Klient\*innen ermöglichen und, im Zuge dessen, das Großprojekt sozialer Gerechtigkeit befördern. Die durchaus weitgefaste Argumentations- und Legitimationsstruktur, welche dem Theoriekonzept innewohnt, geht aus solch einer umfangreichen Integration von (vorerst) fachfremden Begrifflichkeiten und Sinnzusammenhängen hervor, sodass der Versuch einen gänzlichen Überblick dessen zugewinnen, in diffuser Desorientierung enden kann. So pointiert *Thiersch* selbst, dass es notwendig sei, die *Lebensweltorientierung* „schwierig, kantig und sperrig“ zu halten (*Thiersch* 2015, S. 314). Will sich jene Soziale Arbeit jedoch auf einem dermaßen breiten Theorieboden begründen, ist es unabdingbar systematisch zu identifizieren, wo sich thematische Schnittmengen, Divergenzen oder Spannungen ergeben. Darüber hinaus muss sie ersichtlich machen, auf welche Weise diese entsprechend bearbeitet, entkoppelt oder weitergedacht werden. Hält sie Untersuchungen dieser Art nicht Stand, lässt dies semantische Verkürzungen, selbstaffirmative Positionsbestimmungen und ideologische Programmatik vermuten, welche den wissenschaftlichen Gehalt des Theoriekonzepts in Frage stellen lassen würden. Die vorliegende Arbeit soll als ein kritischer Explorationsversuch gelten, welcher das Ziel verfolgt, mögliche Diffusitäten herauszustellen und zu beleuchten. So wird sich insbesondere mit dem systematischen Weg auseinandergesetzt, welchen *Thiersch* einschlägt, um einen vermeintlichen Konnex bezugswissenschaftlicher Theoriebestandteile anzubieten, diesen im Diskurs Sozialen Arbeit brauchbar zu machen und ferner als grundlegendes, ‚orientierungswürdiges‘ (normativ-aufgeladenes) Zentrum zu setzen.

**Keywords:** Lebensweltorientierung, Alltagsorientierung, Lebenswelt, Alltag, Normativität, Sozialarbeitswissenschaft, Pädagogik, Phänomenologie, Systemtheorie.

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	2
2. Begriffliche und kontextuelle Wurzeln: Lebenswelt und Alltag.....	5
2.1 Edmund Husserl: Phänomenologie der Lebenswelt .....	5
2.2 Alfred Schütz: Soziologie des Alltags .....	10
2.3 Jürgen Habermas: Gesellschaftsanalytische Differenzierung Lebenswelt/Funktionssystem.....	14
3. Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch.....	24
3.1 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – Ein Aufriss .....	26
3.2 Alltag, Lebenswelt, alltägliche Lebenswelt? – Ein Klärungsversuch.....	30
3.3 Normative Aufladung von Alltag/Lebenswelt.....	34
3.4 Gegenwärtige Kritik.....	43
3.4.1 Björn Kraus: Sozialkonstruktivistischer Ansatz.....	43
3.4.2 Heiko Kleve: Postmoderner Ansatz .....	47
3.4.3 Zwischen-Notitz .....	50
4. Exkurs: Kritische Gedanken über Alltag mit Heidegger.....	51
5. Lebensweltorientierung als wissenschaftliches Konzept? Explorationsversuch.....	53
5.1 (Un)marked spaces nach Niklas Luhmann .....	55
5.2 Abschließender Verortungsversuch – Fazit .....	63
6. Literatur- und Quellenverzeichnis .....	68

## 1. Einleitung

Vergegenwärtigt man sich, welche – im wahrsten Sinne des Wortes – umwerfenden Entwicklungen sich durch das 20. Jahrhundert gezogen haben, so steigt nahezu das Gefühl empor, *Nietzsches* Ausruf „Wir haben ihn getötet – ihr und ich!“ (Die fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 125) sei aktuell wie nie zuvor; wobei so etwas wie ‚Eindeutigkeit‘ oder ‚Sicherheit‘ den Platz Gottes einnehmen könnte. In ebendieser Zeit in der *Edmund Husserl* all jenen, primär okzidentalen Wissenschaften, welche sich den Rang der vermeintlich stabilen Objektivität erkämpft haben, die krisenhafte Entfremdung vom ‚Konkreten‘ vorwirft (1976), *Martin Heidegger* eine Sinnvergessenheit durch das technische ‚Ge-Stell‘ problematisiert (1954) und die Soziologie uns nach und nach zu verstehen gibt, dass sich die ‚ganzheitliche‘ Person immer weiter in einer funktionell-ausdifferenzierten, gar polyzentrischen Öffentlichkeit in multiple Rollen zersplitte (vgl. u. a. Habermas 1981), scheint das Sinnbild einer „gesichtslosen“ Gesellschaft – auf den ersten Blick – zumindest nicht unplausibel (Giesen 1991, S. 243). Darüber hinaus zeichnen sich charakteristische Modernisierungserzählungen über den „Aufbruch des tradierten Lebens“ durch „plurale Lebensformen“ und „individualisierte Lebensentwürfe, wie -verhältnisse“ ab (Thiersch 2014, S. 22) und werden konkreter hinsichtlich ihrer chancen- und risikoreichen Aspekte zum Gegenstand interdisziplinärer Diskurse (vgl. u. a. Beck 1986). Auch, oder sogar insbesondere, die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts, geprägt durch den Zeitgeist postmoderner Skepsis mitsamt dekonstruktivistischen Ansätzen, hat einen nicht unbeachtlichen Beitrag dazu geleistet, wohlwollende Idealkonstruktionen wie ‚Ordnung‘ und ‚Selbstverständlichkeit‘ dem Legitimationsmodus der Diskursivität zu unterziehen und dadurch zu verflüssigen (vgl. Engelman 1990, S. 13; oder auch Kleve 2007, S. 18). Ebenso werden entsprechende Thematiken im Kontext der Sozialen Arbeit beredt, führen ferner zu (selbst-)kritischen Diskussionen über regelrechte „Auflösung, Fragmentierung, Zersplitterung oder Desintegration [...]“ (Kleve 2000, S. 13) einer übergreifenden Identität der Disziplin/Profession. Selbst gegenwärtig wird die Soziale Arbeit nach wie vor als Fach verhandelt, über das weitestgehend „Ungewissheit“ herrscht (vgl. u. a. Kaminsky 2017, S. 13). Zurückzuführen sei dies, wenn man *Heiko Kleve* folgt, insbesondere darauf, dass die Soziale Arbeit „die Einheit ihrer heterogenen Vielfalt“ darstellt; oder konkreter: sie sei stets „spezialisiert“ (im jeweiligen Handlungsfeld) und zugleich „generalisiert“<sup>1</sup> (bezüglich stetig wechselnder Aufträge von ihren Klient\*innen) (Kleve 2007, S. 30).

---

<sup>1</sup> *Kleve* spielt darauf an, dass der jeweilige Auftrag durch die gegenwärtig relevanten Anliegen der Klient\*innen variiert. So mag in einem Termin sozial-rechtliche Beratung gefragt sein, in dem nächsten pädagogische Unterstützung (et cetera) (vgl. Kleve 2007, S. 30).

Ferner sei der Sozialen Arbeit aufgrund ihrer disputablen Stellung zwischen Staat und Individuum überhaupt eine natürliche (kritische) Ambivalenz angeheftet, welche mit zahlreichen Spannungen zwischen Leitdifferenzen wie Norm/Abweichung, Konformität/Devianz, Hilfe/Kontrolle (et cetera) einhergehe (ebd., S. 26). Dass diese skizzierten Debatten (unter vielen anderen), über Unübersichtlichkeit, Allzuständigkeit, Umbrüche und Offenheiten auf eine kontroverse Frage der ‚Orientierung‘ für die Berufspraxis, die theoretische Ausrichtung und die Positionsbestimmung in der Sozialen Arbeit hinausläuft, scheint nachvollziehbar.

Eines der wohl geläufigsten ‚Orientierungsangebote‘ im zeitgenössischen Theoriediskurs ist das Konzept der *Lebensweltorientierung*, welches (insbesondere) von *Hans Thiersch* hervorgebracht wurde. Seit dem maßgeblichen Einfluss auf den *achten Jugendbericht der Bundesregierung* (1990)<sup>2</sup> wird die *Lebensweltorientierung* nicht selten als das vordergründige, wenn nicht sogar positionsbestimmte Paradigma der modernen Sozialen Arbeit betrachtet und diskutiert (vgl. u. a. Thiersch in Rauschenbach et. al 1993, S. 12; Thiersch 2002, S. 29; Kraus 2013, S. 144; Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 24). Die Kernforderung des Konzepts, ist ein Insistieren auf den Ausgang aller Sozialer Arbeit im konkreten Alltag beziehungsweise in der „unhintergehbaren Lebenswelt“ der Adressat\*innen, mitsamt der darin inbegriffenen Eigensinnigkeit von Deutungs-, Handlungs-, und Bewältigungsmustern, da ebendies der Ort sei, wo die „[brüchig gewordene] Normalität unseres Lebens“ (Thiersch 1993, S. 14) stattfindet (Thiersch 2016, S. 24). Mit genau dieser Um-Orientierung soll sich die Soziale Arbeit ferner gegen die Ökonomisierung und Technisierung (τέχνη) ihrer Praxis sowie die Abstraktion von (Anliegen der) Klient\*innen wehren und darüber hinaus das Expert\*in/Klient\*in-Verhältnis enthierarchisieren (vgl. u. a. Kraus 2013, S. 142).

Die *Lebensweltorientierung*, welche den Anspruch verfolgt „Rahmenkonzept sozialpädagogischer Theorieentwicklung“ sowie „Grundlegende Orientierung sozialpädagogischer Praxis“ (Thiersch 2002, S.128) zu sein, wird auf einem durchaus weit gefassten bezugswissenschaftlichen Boden konzipiert. So wird sich unter anderem explizit auf *phänomenologische* (Husserl), *soziologisch-phänomenologische* (Schütz), *dialektisch-alltagsanalytische* (Kosik), *individualisierungstheoretische* (Beck) und *gesellschaftsanalytische* Ansätze (Habermas) bezogen, aus denen darüber hinaus Termini oder ganze Sinnzusammenhänge entlehnt werden (Thiersch 2016, S. 33). Zentral werden die (vorerst deskriptiv-analytischen) Begriffe ‚Alltag‘ und ‚Lebenswelt‘ als (allgemeine) orientierungswürdige Ansatzpunkte in der sozialen Praxis implementiert und konstatiert; konkreter: normativ aufgeladen. Dass eine „Alltags- [und Lebenswelt] wende“

---

<sup>2</sup> Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesellschaft (BMJFFG 1990).

(Thiersch 1986, 1992), oder zumindest eine Hinwendung zu ebendiesem, in der Sozialen Arbeit stattgefunden hat, scheint im Angesicht des zeitgenössischen Theorie- und Konzeptbestands kaum zu leugnen. Die *Lebensweltorientierung* als eine Art ‚Common Sense sozialarbeiterischen (Ausbildungs-)wissens‘ (in Anlehnung an Wigger 2002, S. 294) zu akzeptieren ist jedoch problematischer, betrachtet man den innerdisziplinären Gegenwind von vielen widerständigen Seiten (vgl. u. a. Fuchs/Halfar 2000; Kleve 2007; Neumann/Sandermann 2008; Cleppin 2008; Kraus 2016). Die Kritiken reichen beispielsweise von Anmerkungen über „ungründliche“ Bezugnahmen auf theoretische Wurzeln (vgl. u. a. Fuchs/Halfar 2000, S. 56) bis hin zu gänzlicher Beliebigkeit des konzeptionellen Rahmens, aufgrund undifferenzierter Ausgestaltung, Abgrenzungen oder auch unpräzisen Anwendungen von Kernbegriffen (vgl. u. a. Thiersch 2016, S. 27).

Diese skizzierten Kritikpunkte zurückstellend, sei anzumerken, dass die Schlüsselbegriffe ‚Lebenswelt‘ und ‚Alltag‘ einer kritischen sozialarbeitswissenschaftlichen beziehungsweise erziehungswissenschaftlichen Reflexion unterzogen werden müssen, um nicht lediglich als austauschbare ‚Platzhalter‘ für ihre Funktion zu gelten, ein bestimmtes ‚richtiges‘ Handeln an ihnen orientierbar zu machen oder zu rechtfertigen; soll heißen: ideologisch instrumentalisiert zu werden (Luhmann 1991, S. 57).

Im Rahmen dieser Arbeit soll idealerweise ein Beitrag dazu geleistet werden, kritisch zu beleuchten, welche Funktionen die bezugswissenschaftlich entlehnten (daher vorerst feldfremden) Termini ‚Lebenswelt‘ und ‚Alltag‘ im Theoriekonzept der *Lebensweltorientierung* einnehmen und vor allem wie diese zu ihrer normativen Beladung als ‚orientierungswürdige‘ Setzungspunkte moderner Sozialer Arbeit gelangen. Dem Gegenstand (*Lebensweltorientierung*) soll sich über verschiedene Wege explorativ-analytisch genähert werden: In einem ersten Schritt wird sich mit den terminologischen und thematischen Wurzeln des Theoriekonzepts befasst, um ein fundamental-kontextuelles Verständnis zu erarbeiten, auf das sich im weiteren Verlauf berufen werden soll, um womögliche Diffusitäten oder theoretische Divergenzen erkennen zu können (Abschnitt 2.1-2.3). Im Anschluss soll eine konkrete Skizze der *Lebensweltorientierung* erfolgen, in der sich primär der Schärfung der „eigenen Lesart“ (Thiersch 2016, S. 32) der zentralen Begrifflichkeiten *Thierschs* sowie den entsprechenden (normativen) Legitimations- und Argumentationsstrukturen zugewandt wird (Abs. 3.1-3.3). Ferner werden in diesem Rahmen zwei unterschiedliche Kritikstandpunkte des gegenwärtigen Theoriediskurses Sozialer Arbeit herangezogen, expliziert und im Kontext der Exploration diskutiert (Abs. 3.4). Leicht von der bis dahin verfolgten Systematik ausbrechend, folgt ein kritischer Exkurs über

das „alltägliche Dasein“ nach *Martin Heidegger* (Abs. 4.). In der zweiten Hälfte dieser Arbeit soll der wissenschaftliche Charakter der *Lebensweltorientierung* in den Blick genommen werden. Zunächst wird eine exemplarische Gegenüberstellung der *Lebensweltorientierung* und der theoretischen Ausarbeitungen *Jürgen Habermas*‘ zur Differenzierung von ‚Lebenswelt/Funktionssystem‘ sowie den Sinnzusammenhängen zum Theorem der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ (Habermas 1981, S. 522) durchgeführt, wobei sich primär an den expliziten Verweisen im Rahmen von *Thierschs* Arbeiten orientiert wird. Als unterstützendes Analysekriterium werden „(un)marked spaces“<sup>3</sup> nach *Niklas Luhmann* verwendet (Luhmann 1992a) (Abs. 5). Das zuvor Erarbeitete soll schlussendlich dazu dienen, die *Lebensweltorientierung* und die in ihr auftauchenden ‚Wissensformen‘ zu verorten und daraus ein Fazit zu schließen. Der Verortungsversuch wird sich auf die *differenztheoretischen* Ausarbeitungen zu „Reflexionsverhältnissen des Pädagogikbegriffs“ nach *Franz Krönig* stützen (Krönig in Binder 2018, S. 35) (Abs. 6).

## 2. Begriffliche und kontextuelle Wurzeln: Lebenswelt und Alltag

Das explorative Vorhaben dieser Arbeit soll mit einer fundamentalen Erarbeitung der thematischen Wurzeln des ‚Lebenswelt- und Alltagsbegriffs‘ beginnen. Ferner dient dies dazu, ein erstes Verständnis über den theoretischen Grund zu gewinnen, auf dem sich das Theorieprojekt der *Lebensweltorientierung* versteht<sup>4</sup>. Als Zugänge werden die *Phänomenologie Edmund Husserls*, die *Alltagssoziologie Alfred Schütz*‘ und die *gesellschaftsanalytischen Studien Jürgen Habermas*‘ herangezogen und in ihren Grundzügen dargestellt.<sup>5</sup>

### 2.1 Edmund Husserl: Phänomenologie der Lebenswelt

*Edmund Husserl* (1859-1939) gilt als der Begründer des *phänomenologischen* Ansatzes und hat mit seinen Arbeiten einen maßgeblichen Wendepunkt im (akademischen)<sup>6</sup> Denken des 20. Jahrhunderts angeregt, welcher weitreichende Einflüsse auf verschiedene Strömungen, wie unter anderem dem *Existenzialismus* um *Jean-Paul Sartre* sowie der *Fundamentalontologie Martin*

---

<sup>3</sup> Diese werden an späterer Stelle expliziert.

<sup>4</sup> Dazu konkreter in Abschnitt 3.1.

<sup>5</sup> Die folgende Darstellung kann selbstverständlich nicht dem gesamten Komplex dieser ‚Wurzeln‘ gerecht werden, sondern lediglich den für diese Ausarbeitung relevanten Teilbereichen.

<sup>6</sup> Neben weiteren (akademischen) Einflüssen auf Denker\*innen wie *Maurice Merleau-Ponty*, *Emmanuel Levinas*, *Eugen Fink*, *Max Scheler*, *Edith Stein*, *Karl Jaspers*, *Jaques Derrida*, *Alfred Schütz* (et cetera), sei noch auf die über die Fachgrenzen hinausgehende Wirkung im Bereich der Literatur verwiesen. Als maßgebliches Beispiel wäre unter anderem das Werk „*The Doors of Perception*“ von *Aldous Huxley* zu nennen.



*Heideggers*, haben sollte (vgl. Fellmann, S. 11 f.). In Abgrenzung zu den vorherrschenden objektivistisch, naturalistisch und positivistisch geprägten Entwicklungen der (okzidentalen) Wissenschaften (später von *Husserl* als „Krisis“ betitelt) sowie den „ratlos verfallenden“ Philosophien des 19. und 20. Jahrhunderts, soll die *Phänomenologie* eine Rückbesinnung zu den Ursprüngen wissenschaftlichen Denkens und kritischen Philosophierens ermöglichen, genauer noch eine „erste Wissenschaft“ (Prima philosophia) mit Anspruch auf apriorischer, also absoluter (Letzt-)Begründung darstellen (HUA<sup>7</sup> I, S. 4)<sup>8</sup>. Explizit kritisiert *Husserl* einen weltentfremdenden „naiven Objektivismus“, geprägt durch gefestigte Vorannahmen über wahre Erkenntnis (Epistime)<sup>9</sup> und plädiert dem entgegengesetzt für eine „lebensvolle“ Herangehensweise, welche Praxis und Theorie in radikaler Weise vereinen soll (HUA I, S. 6). Der Blick müsse wieder auf das vermeintlich Selbstverständliche gerichtet werden, dem „vor- und außerwissenschaftlichen“ Leben (HUA VI, S. 134 f.) aus dem jegliches (im weitesten Sinne) wissenschaftliches Bestreben hervorgehe (vgl. Waldenfels 1997, S. 57). Der Begriff *Phänomenologie* verweist in seiner Zusammensetzung bereits auf Inhaltliches des Ansatzes: ‚phainómenon‘ (φαίνόμενον) = das ‚Sichtbare‘, die ‚Erscheinung‘ und lógos (λόγος) = die ‚Rede‘, die ‚Lehre‘<sup>10</sup>. „Wir wollen auf die ‚Sachen selbst‘ zurückgehen“ (HUA XX/II, S. 7). Diese „Sachen“ begegnen den Menschen in der alltäglich-erfahrenen Welt, welche sie schlichtweg als gegeben (wahr-)nehmen: die Kaffeetasse auf dem Tisch, die Hose im Schaufenster oder auch der Elefant im Zoo. Ebenjene „Sachen“ erscheinen ihnen konkreter in gewissen phänomenalen Weisen, unter anderem geprägt durch die eigene Leiblichkeit, Kultureinflüsse, perzeptive Beschränkungen, geschichtliche Situationen oder überhaupt in einer „naiv-natürlichen“ Überzeugung, dass etwas ‚so-ist‘ und nicht vielmehr anders (et cetera) (vgl. Fink 1976, S. 111). Hinter diesen mitschwingenden Mustern liege das Allgemeine in den Dingen, was von *Husserl* das „Wesen“ genannt wird. Dies eröffne die Einsicht in den ursprünglich verbindenden Grund aller menschlichen Erkenntnisformen, den „Boden“ konstituierender Sinn- und Geltungsimplicationen: der (apriorischen Sinndimension) „Lebenswelt“ (HUA VI, S. 121 f.). *Husserl* formuliert konkret: „Diese allgemeine Struktur, an die alles relativ Seiende gebunden ist, ist nicht selbst relativ“ (ebd., S. 151).

<sup>7</sup> Im weiteren Verlauf werde ich *Husserl* durch Angabe der *Husserliana* (HUA) (Den Haag: Martinus Nijhoff) und entsprechenden Seitenzahlen zitieren.

<sup>8</sup> Wobei sich *Husserl* auf den ‚cartesischen‘ Anspruch *Descartes* bezieht, den „naiven Objektivismus“ zu überwinden und sich vielmehr auf eine „transzendente Subjektivität“ zu richten (HUA I, S. 6).

<sup>9</sup> So unter anderem die, von der Bewusstseinsphilosophie abgekoppelte, positivistische Psychologie des 20. Jahrhunderts.

<sup>10</sup> Zusammengefügt in etwa: Die Lehre der Erscheinungen (vgl. Fellmann 2006, S. 24).

Im Folgenden soll der *phänomenologische Ansatz Husserls* in zwei groben Zügen skizziert werden: (a) ‚Lebenswelt‘ als letztfungierende Sinndimension und (b) *Phänomenologie* als Methode (phänomenologische Reduktion/ *ἐποχή*).

(a) ‚Lebenswelt‘ als letztfungierende Sinndimension

„[...] Es ist ein Reich eines ganz und gar in sich abgeschlossenen Subjektiven, in seiner Weise seiend, in allem Erfahren, allem Denken, in allem Leben fungierend, also überall unablösbar dabei, und doch nie ins Auge gefaßt, nie ergriffen und begriffen.“ (HUA VI, S. 121).

*Husserl* problematisiert insbesondere in seinem postum veröffentlichten Spätwerk „Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie“ jene (primär okzidentalen) Wissenschaften des 20. Jahrhunderts, welche ihren Ausgangspunkt vergessen, ihn sogar systematisch verbannt haben. Fragen und die dazugehörigen Antworten, welche als ‚wissenschaftlich‘ verstanden werden sollen, haben ihren Ursprung, so *Husserl*, notwendigerweise in der ihr vorangehenden Welt, „dem Universum vorgegebener Selbstverständlichkeiten“ (HUA VI, S. 183). Damit verweist *Husserl* auf das vorerst unhinterfragte Begegnen der raumzeitlichen Dinge in ihrem ‚So-Sein‘<sup>11</sup>, die vor- und außerwissenschaftliche Welterfahrung oder auch der Boden des alltäglichen Denkens und Handelns. Das ist für *Husserl* die „primordiale Sphäre der Lebenswelt“ (ebd., S. 131). ‚Lebenswelt‘ darf aber nicht als ein Behälter oder als Ding missverstanden werden, sondern vielmehr als eine sinn- und geltungsbildende Dimension, welche das Fundament menschlicher Praxis darstellt (vgl. ebd., S. 121). Ebendiese fungiert bei *Husserl* als „Leitfaden“ für seine *transzendental-phänomenologische* Reflexion auf das „letztlich leistende Leben“; oder konkreter „die letztlich leistende Subjektivität“, in seiner apriorischen Struktur-Typik des reinen Bewusstseins, aus der heraus eine sich zurückbesinnende „universal apodiktisch begründete und begründende Wissenschaft“<sup>12</sup> entspringen soll, welche ferner zum Verständnis des Konnex von Welt (Intersubjektivität, Leiblichkeit, Dinglichkeit et cetera) beiträgt (ebd. S. 290). Die neuzeitlichen Wissenschaften, welche die alltägliche Erfahrung als unzulänglich abstempeln und ferner der dominanten Vorstellung nach gehen, dass eine ‚äußere Welt‘ in objektiven, gar mathematischen Formeln abzubilden sei, sollen qua Aufdeckung der Bodenfunktion des ‚Lebensweltlichen‘ als eine „Doxa“ unter anderen verzeichnet werden, wodurch Alltags<sup>13</sup>- und Wissenschaftserfahrung unmittelbar verknüpft und darüber hinaus ent-

---

<sup>11</sup> Beispielsweise wie dem Begegnen einer Tasse Kaffee auf dem Tisch (genauer noch: der Erscheinung der Tasse Kaffee).

<sup>12</sup> „[...] diese Welt selbst, als die (ursprünglich) rein aus Erfahrung vorwissenschaftlich für uns seiende, gibt in ihrer invarianten Wesenstypik im Voraus alle möglichen wissenschaftlichen Themen an die Hand“ (HUA VI, S. 244).

<sup>13</sup> ‚Alltag‘ ist in diesem Kontext also nicht gleichzusetzen mit ‚Lebenswelt‘. Vielmehr kann er als eine Form verstanden werden, in der sich ‚Lebenswelt‘ darstellt (Waldenfels 1997, S. 55).

hierarchisiert<sup>14</sup> werden (HUA VI, S. 129). Etwas diffuser (und verkürzt) dargestellt, könnte man ausdrücken, dass die ‚Lebenswelt‘ als das ‚Normale‘ verstanden wird, beziehungsweise der Mensch in der Natürlichkeit seiner „natürlichen Einstellung“, gerichtet auf ‚Lebensweltliches‘, in einer naiven Normalität „immer weiter“ lebt (Waldenfels 2015, S. 305). *Heidegger*, der abtrünnige Schüler *Husserls*, entlehnt sich den Gedanken von ‚Lebenswelt‘ und pointiert, leicht akzentverschiebend, dass die Grundfassung des ‚Daseins‘ immer schon das „In-der-Welt-Sein“ ist; als „Mit- und Selbstsein“ (SeiZe<sup>15</sup>, S. 113). Ferner verweist dies, etwas genauer noch als bei *Husserl* (vgl. u. a. HUA VI, S. 132) auf die doppelte Bedeutung von ‚Lebenswelt‘: zum einen ließe sich, wie angemerkt, ‚Lebenswelt‘ als eine a-historische, also feste Sinndimension menschlicher Subjektivität überhaupt verstehen und zum anderen in Form historisch-konstituierender (also wandelnder, hervorbringender) Kulturwelten (vgl. ebd.). Wobei es sinnig erscheint hier eine terminologische Trennung von: ‚Lebenswelt‘ und ‚Lebens(um)welt‘ anzubieten. Die Interdependenz scheint jedoch durchaus evident.

(b) *Phänomenologie* als Methode (*phänomenologische Reduktion*/ ἐποχή)

„Noli foras ire, in te ipsum redi. In interiore homine habitat veritas“<sup>16</sup> (*Augustinus* zitiert nach *Husserl* (HUA I, S. 156)).

Wie bereits angemerkt umfasst das Bestreben der *Phänomenologie* die Frage danach, wie die Welt (als Phänomen) im menschlichen Bewusstsein<sup>17</sup> erscheint und welche Universalität der Erfahrung dieser zu Grunde liegt (vgl. Held 2002, S. 7). Explizit wird der Anspruch verfolgt, sich von einem voreingenommenen intellektualisierten Standpunkt zu entfernen, um sich auf das Wesentliche richten zu können. Dieses Vorhaben, als Absage entgegen szientistischen Verabsolutierungen der objektiven Wissenschaften mitsamt technizistischen Sinnentleerungen sei eine radikale Verteidigung der „Erkenntnis von Alltäglichem“; genauer noch der Grundstruktur ebendieser (vgl. Waldenfels 1997, S. 56). Der von *Husserl* eingeschlagene Weg lässt sich als achtsame Rückbesinnung verstehen, welche ihren Gegenstand (und vorallem sich selbst) aber gleichzeitig übersteigt (vgl. ebd., S. 58). So ist das phänomenologische Vorgehen vorerst ein deskriptives, welches darauf aus ist, erst zu erkennen ‚wie‘ etwas erscheint, um sich dann im

---

<sup>14</sup> Wobei dem ‚Lebensweltlichem‘ die ausgangs- und geltungsprüfende Funktion innewohnt.

<sup>15</sup> „Sein und Zeit“ (1927) von *Martin Heidegger* wird im weiteren Verlauf mit ‚SeiZe‘ und entsprechender Seitenangabe zitiert.

<sup>16</sup> (Zu Deutsch:) „Geh nicht hinaus! Kehre in dich selbst zurück! Im Inneren des Menschen verbirgt sich die Wahrheit!“

<sup>17</sup> Bei *Husserl* ist Bewusstsein immer schon auf etwas gerichtet, also ‚intentional‘. Konkreter meint jedes Bewusstseinsereignis irgendetwas und trägt die Weise des Gemeinten in sich selbst; so also: „ego cogito cogitatum“ (HUA I, S. 34).

nächsten Schritt von diesen (Mit-)Konstitutiva einer Abbildung/eines Phänomens zu entfernen, diese also in der Betrachtung auszuklammern: So bewegt sich der Prozess quasi zwischen Abbildung und (De-)Konstruktion, zwischen Zugangsart (Logos) und Gegenständen (Phänomenen) (Fellmann 2006, S. 28). An dieser Stelle werde ich - eventuell unkonventionell - exemplifizierend vorgehen, bevor ich thematisch tiefer steige:

Ich betrachte die Tasse Kaffee neben mir auf dem Tisch. ‚Was‘ ist dieser Kaffee? Ich könnte mich erklärend auf den geographischen Ursprung des Exports beziehen, auf die botanischen Wurzeln oder auch auf den Vorgang, dass ich erhitztes Wasser mit einer gewissen Temperatur auf gemahlenes Pulver aus Bohnen geschüttet habe, um das Endprodukt in ein Gefäß zu gießen. Aber bringen mich diese – doch recht abstrakten – Fakten näher zu dem unmittelbaren Phänomen (oder auch dem Erlebnis) der Tasse Kaffee neben mir? Nun nehme ich einen Schluck; ich empfinde ein gewisses Gewicht in meiner Hand und führe es zu meinem Mund. Diese dunkle, lauwarne Flüssigkeit breitet sich aus und scheint einen bitteren Geschmack auszulösen. Doch auch diese gefühlsmäßigen Assoziationen scheinen relativ und vorerst wenig zu der Lösung meiner Frage beizutragen: ‚Was‘ ist dieser Kaffee? Das sehr oberflächliche (Unter-)Suchen, welches ich hier skizziert habe, führt keineswegs zu einer (ent-)gültigen Antwort. Jedoch leitet sie wieder zurück zu der Methodologie *Husserls*.

Eben der Versuch genauestens zu erfassen ‚wie‘ mir etwas phänomenal erscheint, ermöglicht mir im nächsten Schritt all jenes auszuklammern, genauer noch zu ‚reduzieren‘, was mich davon abbringt zum Kern des Wesentlichen vorzudringen. Dieses Reduzieren oder Ausklammern geschieht qua skeptischer ‚Urteilsenthaltung‘; bei *Husserl* als Epoché (ἐποχή) bezeichnet (HUA I, S. 22). Der Blick richtet sich, cartesianisch meditierend, auf das (reine) „transzendente Ich“<sup>18</sup> und seine (konstituierenden<sup>19</sup>) Bewusstseinsinhalte, welche stets intentional auf etwas gerichtet sind (ego-cogito-cogitatum) (HUA XVII, S. 255). Das erscheinende Phänomen wird in einem ersten Schritt „in der freien Phantasie und im reinen Bewußsein der Beliebigkeit“ immer wieder variiert, um heraus zu finden, welche Aspekte ‚relativ‘ (also auszuklammern) sind und welche, dem entgegenstehend, zu einer Übereinkunft der Invarianten, der Idealgestalt von „Wesenerschauung“ führen (ebd.). Um nochmal beispielhaft auf den Kaffee zu verweisen; ob dieser aus Äthiopien oder Vietnam kommt oder auch ob ich diesen heute unfassbar lecker empfinde, obwohl er gestern ungenießbar war, beides scheint nichts daran zu ändern, dass er

---

<sup>18</sup> „Ich als natürlich eingestelltes Ich bin auch immer transzendentes Ich, aber ich weiß darum erst durch Vollzug der phänomenologischen Reduktion. Durch diese Einstellung sehe ich erst, daß [...] alles natürlich Seiendes, für mich nur ist als mir mit seinem jeweiligen Sinne geltendes, als cogitatum meiner wechselnden und im Wechsel miteinander verbundenen cogitationes“ (HUA I, S. 38).

<sup>19</sup> Auch konstruierenden.

mir als ‚Kaffee‘ erscheint. Man könnte formulieren: Der geradehin gegebene (Bewusstseins-)Gegenstand, welcher als Ausgangspunkt einer (introspektiven) Reflexion dienen soll, wird auf die jeweiligen („noetisch-noematisch“<sup>20</sup> abweichenden) Bewusstseinsweisen zurückgebracht, in dem er zunächst im Rahmen eines potentiellen Horizonts aufgefächert wird, um schlussendlich in seiner unabdingbaren universalen Struktur gefasst werden zu können (HUA I, S. 53). *Hans Blumenberg* unterstreicht treffend:

„Sie [*Phänomenologie*] soll ermöglichen, daß bei allen Erlebnissen und Gegebenheiten davon abgesehen werden kann, ob es sie faktisch gibt oder nicht, es ist sogar gleichgültig, wenn ein Sachverhalt ausgedacht, fingiert oder variiert ist – ja, dies ist sogar der >Witz< der Methode“ (Blumenberg 2007, S. 17).

## 2.2 Alfred Schütz: Soziologie des Alltags

„[...] [D]enn alles Verstehen ist auf ein Sinnhaftes gerichtet und nur ein Verstandenes ist sinnvoll“ (Schütz 1974, S. 117 f.) *Alfred Schütz*, der Begründer der *phänomenologischen Soziologie*, ging dem Problem der Intersubjektivität nach und verlagerte ebendieses in das Verstehen (des Sinns) von Alltagsleben; konkreter: dem gemeinsamen (sozialen) Alltagsleben (vgl. Waldenfels in Sprondel 1979, S. 2). In der Tradition *Edmund Husserls* baute *Schütz* seine Arbeiten auf der Grundlage des *phänomenologischen* Ansatzes oder auch der bewusstseins-philosophischen *Phänomenologie* der ‚Lebenswelt‘ auf und arbeitete diese zu einer *Soziologie des Alltags(-leben)* aus (vgl. Grathoff 1989, S. 57). Seine eigene Aufgabe und überhaupt die der „allgemeinen Soziologie“ sah *Schütz* in der „[...] Beschreibung der Sinndeutungs- und Sinnentzugsvorgänge, welche die in der Sozialwelt Lebenden vollziehen“ (Schütz 1974, S. 283). Das Problem des Fremdverstehens wird bei *Schütz* zum einen in einer Spannung zwischen handelnden Subjekten und reflektierender (Sozial-)Wissenschaft, also dem Übergang von „subjektiven Sinnzusammenhängen“ (Motivstrukturen des Handelns) in „objektive Sinnzusammenhänge“ (Rationalität von Welt und Wirklichkeit) vordergründig (Grathoff in Hammerich/Klein 1978, S. 74). Darüber hinaus wird diese Spannung tiefgreifend auf der basalen Ebene des kommunikativen Handelns thematisiert und qua „transzendentalen Analysen“ zum „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ untersucht (ebd.). Die nachfolgende Skizze der Grundannahmen von *Schütz* soll in einer zweigeteilten Weise angefertigt werden, wobei die Klärung des ‚Alltags-

---

<sup>20</sup> Noetisch: Betrifft die Weisen des cogito; modale Unterscheidungen wie ‚Klarheit/Deutlichkeit‘ in (z. B.) Wahrnehmung, Retention, Erinnern et cetera. / Noematisch: Betrifft die zugemeinten Seinsmodi; ‚möglich-seiend, vermutlich, unwahrscheinlich‘ oder auch subjektiv-zeitliche Modi wie ‚vergangen, zukünftig, gegenwärtig‘ (HUA I, S. 37).

/Lebensweltbegriffs‘ zentriert wird. Mit dieser thematischen Aufteilung folge ich weitestgehend den Ausarbeitungen *Richard Grathoffs* (vgl. Grathoff 1989, S. 32): (a) der Theorie des sozialen Handelns und (b) die *Soziologie des Alltags* (inklusive ‚Relevanzen‘ und ‚Typik‘).

#### (a) Die Theorie des sozialen Handelns

*Schütz* pointiert, dass die ‚Lebenswelt‘ (als Sinndimension) und die ‚Alltagswelt‘ (als konkrete Welt des Vollzugs und des miteinander Handelns und Erlebens) immer schon Produkte einer Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt, also von Anbeginn in gewisser Weise ‚intersubjektiv‘ seien (vgl. Luckmann/Schütz 2003, S. 44; Schütz 1974, S. 137; oder auch Grathoff in Hammerich/Klein 1978, S. 75). Dies meint jedoch nicht, dass das jemeinige Bewusstsein anderen (Mit-)Menschen zugänglich sei oder ähnliches. Vielmehr setze jede ausgeprägte Subjektivität sowie die damit verbundenen Handlungsmuster und das Sinnverstehen ebendieser, ein Verständnis von einem ‚Du‘ in der gesellschaftlichen Sphäre als ‚mundanes‘ Phänomen voraus, wodurch die Umwelt immer schon ‚Sozialwelt‘ sei<sup>21</sup> (vgl. Schütz 1974, S. 198). Als ‚Mensch unter Menschen‘ (ebd., S. 199) gehören die ‚Anderen‘ zur Konstitution meiner Welt, des Gegenständlichen und Objektiven sowie dem Zeitlichen und Räumlichen; also dem ‚Jetzt und So‘ (ebd.). Ich erlebe sie als ‚fremde Leiber‘, aber ‚be-seelte‘; ausgestattet mit einer physikalisch-physiologischen und psychologischen Ausdrucksweise, welche der meinen gleicht (beispielsweise in Abgrenzung zu einem Tisch o. ä.) (ebd.). Das ‚Du‘ verweist auf das ‚Ich‘; das (meinige) Altern erblicke ich beispielsweise am Mit-Altern der ‚Anderen‘ et cetera. Nicht nur in dem ‚So-Sein‘ der ‚Anderen‘, sondern auch an ihrem ‚So-Handeln‘ erkenne und verstehe ich die Gemeinsamkeit zu mir selbst; die ‚Anderen‘ scheinen ebenfalls auf die gleichen Dinge ‚gerichtet‘ zu sein und nicht aus Willkür, sondern (vermeintlich) motiviert und zielstrebig (vgl. Luckmann/Schütz 2003, S. 45). Die Sozialwelt sowie das Handeln in dieser, wird bei *Schütz* zum ‚Ordnungssystem‘ von Welt (ebd., S. 47). *Schütz* betont jedoch, dass sich das ‚Sinnhafte‘ erst in einer individuell-subjektiven Reflexion des Erlebten ergibt, in einer ‚Selbstausslegung‘ des Erlebten und der Einebnung (post hoc) dessen in den jemeinigen Bewusstseinsstrom: ‚Nur das Erlebte ist sinnvoll, nicht aber das Erleben‘<sup>22</sup> (ebd., S. 49). (Soziales) Handeln (und Erleben überhaupt) wird dementsprechend von *Schütz* vom ‚inneren Zeitbewusstsein‘ oder auch der

---

<sup>21</sup> *Luhmann* pointiert in seiner Vorlesung zu ‚Beobachten‘, dass die ‚Intersubjektivität‘ in Anschluss an *Husserls* ‚Cartesianische Meditationen‘ eher als etwas Evidentes gesetzt wurde, um diese in den Sozialwissenschaften empirisch brauchbar zu machen. Dies weniger, weil es eine zufriedenstellende Theorie der ‚Intersubjektivität‘ gäbe und eher, da es pragmatisch wenig Sinn ergeben würde, diese zu leugnen und damit in einen ‚Solipsismus‘ abzuweichen (Luhmann 2004, S. S. 155).

<sup>22</sup> Wobei eine klare Differenz zu *Husserl* deutlich wird, welcher den Sinn von Akten nicht allein in die Reflexion, sondern vielmehr in die Intention dieser legt: Jedem Erlebnis ‚[...] wohnt ein noematischer Sinn ein‘ (HUA III, S. 226).

„durée“ (Dauer) erschlossen, beziehungsweise subjektiver Sinn und Zeitsinn werden engstens gekoppelt<sup>23</sup> (Schütz 1974, S. 9, 55). So wird weitergedacht, dass sich soziales Handeln anhand des Bewusstseins der handelnden (oder beobachtenden) Person her erschließt; oder mit *Schütz*: „[...] auf alter ego bezogene Erlebnisse im Bewusstsein in der Form spontaner Aktivität [...]“<sup>24</sup> (Schütz 1974, S. 205). Verkürzt dargestellt hat soziales Handeln in diesem Kontext innewohnen, dass es den (zeitlich und sinnhaft) konstatierenden ‚Akt‘ mit fremdem Handeln ‚teilt‘ und sich nicht nur nach diesem richtet oder orientiert<sup>25</sup>.

(b) Die Soziologie des ‚Alltags‘ (der ‚Lebenswelt‘)

Die selbstverständliche Wirklichkeit, die des vorwissenschaftlichen menschlichen Handelns und Denkens, das schlichtweg jedem Menschen in „natürlicher Einstellung“ Gegebene, das sei die alltägliche ‚Lebenswelt‘ (Luckmann/Schütz 2003, S. 29). Dieser Wirklichkeitsbereich sei zum einen ermöglichend, da sich der Mensch zu ihm verhalten, ihn verändern und auf ihn wirken kann, gleichzeitig sei er aber ebenso begrenzend, durch das, was jedem Menschen von Anfang an gegeben ist, wie der eingedämmten Wahrnehmung, der physischen Verfassung und überhaupt dadurch, dass die Welt so erscheint und nicht vielmehr anders (ebd., S. 32). Die zuvor benannte „natürliche Einstellung“ bezieht sich bei *Schütz* auf die Idealität des „Und-so-weiter“, sowie dem „Ich-kann-immer-wieder“, welche in *Husserls Phänomenologie* benannt werden und ferner an eine *Hume’sche* Gewohnheit erinnert. So scheint es beispielsweise selbstverständlich, dass es Nacht ‚ist‘, wenn die Sonne unter geht oder dass die Tasse auch beim hundertsten Mal runterfällt, wenn ich sie vom Tisch dränge<sup>26</sup>. Genauer meint dies, dass dem Menschen von Anfang an einen Vorrat an Bezugsschemata zur Weltauslegung mitgegeben werden<sup>27</sup>; so unter anderem von den Eltern, den Freunden oder den Lehrer\*innen (vgl. ebd., S. 33). *Schütz* spricht darüber hinaus auch von einer charakteristischen „Typisierung“ des Wissens in einem Rückbezug auf bereits Erfahrenes (also auch Bekanntes /Unbekanntes), welche die phä-

---

<sup>23</sup> An dieser Stelle sei eine relevante Differenzierung von *Schütz* angemerkt: Handeln – actio (Dauer, Erleben, Vollzug) != Handlung – actum (Reflexiv) (vgl. Schütz 1974, S. 50).

<sup>24</sup> Es wird offensichtlich Weise eine Bandbreite der Komplexität außen vorgelassen, welche zum gänzlichen Verstehen der Analyse *Schütz’* von (sozialem) Handeln notwendig wären, so unter anderem: gemeinsames „Aushandeln“ (Waldenfels in Sprondel 1979, S. 8), Übergänge von Einseitigkeit zu Wechselseitigkeit (vgl. u. a. Luckmann/Schütz 2003, S. 548ff.), verschiedene Motive des Handelns (Differenzen zwischen „um-zu“ und „weil“-Motiven) (vgl. u. a. ebd., S. 471 ff.), das „Planen“ und „Entwerfen“ von Handeln (vgl. u. a. ebd., S. 476 ff.) et cetera.

<sup>25</sup> Dazu kritisch: Analyse des alltäglichen Daseins nach *Heidegger* in Bezug auf das „Man“ (vgl. Exkurs in dieser Arbeit).

<sup>26</sup> Wobei ich weder die Laufbahn der Sonne noch die physikalischen Ereignisse beim Herunterfallen einer Tasse gänzlich verstehen muss, um diese Phänomene pragmatisch in mein Leben zu integrieren.

<sup>27</sup> Welche sich dann im Rahmen der Zeitlichkeit (siehe Punkt (a)) verfestigen und mit anderen abgleichen.

nomenalen Dinge in einer universalen Allgemeinheit erscheinen lassen, als ‚typische‘ Menschen, Tiere, Bäume, Steine et cetera (vgl. ebd.). Ähnliches ist auf das menschliche Miteinander zu beziehen: Beispielsweise das Erleben der ‚typischen‘ sozialen Rollen, Geschlechter und Kulturen. Wie zuvor angemerkt ist die Sozialwelt bei *Schütz* ein „Ordnungssystem“ (ebd., S. 47). Typik meint konkreter den Verweis auf „Appräsentes“ mit differierenden Relevanzen, welche eher in den Vordergrund oder den Hintergrund gestellt werden; *Schütz* spricht auch von (un-)mittelbaren Problemlösungssituationen, welche an einem kurzen Beispiel verdeutlicht werden sollen (vgl. Grathoff in Hammerich/Klein 1978, S. 77):

Ich gehe in den Supermarkt, dort frage ich einen Mitarbeiter: „Könnten Sie mir zeigen, wo der Rotwein steht?“ Der Mitarbeiter antwortet selbstverständlich: „Natürlich, folgen Sie mir“. Relevant wird an dieser Stelle, dass der Mitarbeiter der ‚typischen‘ Funktion seiner Rolle als Mitarbeiter nachkommt, ebenso nehme ich die ‚typische‘ Rolle als Kunde ein. Ferner richtet sich die (thematische) Relevanz der Situation darauf, dass ich meine Rotweinflasche bekomme, wieso oder wofür ich diese brauche wird in den Hintergrund gedrängt<sup>28</sup>. Die unmittelbare (alltägliche) Handlungssituation wird also in eine allgemeine Mittelbarkeit eingeordnet, welche sich auf Nachwelt, Vorwelt und Mitwelt bezieht und diese zudem bedingt (vgl. ebd.).

Festzuhalten ist: ‚Lebenswelt‘ meint bei *Schütz* die „natürlich“ gegebene Sinndimension, in der Räumliches, Zeitliches, Soziales, Zeichen- und Symbolsysteme sowie Relevanz-Bereiche unproblematisch voranschreiten, da sie dem Menschen von Anfang an aus der Selbstverständlichkeit des ‚Wir‘ qua „umgangssprachlich vermittelter Typik“ mitgegeben und internalisiert werden<sup>29</sup>; Sozialität wird demnach als Strukturmoment der ‚Lebenswelt‘ aufgefasst (Grathoff 1989, S. 46, vgl. auch S. 51). Ferner verhält<sup>30</sup> sich der Mensch aber nicht nur dazu, sondern wirke aus der „perspektivischen Leistung“ des ‚Ich‘ in einem Modus des (sozialen) Handelns und Eingreifens in die Ordnungsstrukturen ein und konstituiert diese mit (vgl. u. a. ebd., S. 51 ff.; Grathoff 1989, S. 43). Genau an dieser Stelle wird die terminologische Differenz von ‚Lebenswelt‘ und ‚Alltag(-swelt)‘ markiert. ‚Alltag‘ meint das weitestgehend Vorkonstruierte in einer „Konkretheit“ des „everyday life“, den stetigen Vollzug des Miteinander-Seins, in Form von Erleben und Handeln, in der vorgegebenen Welt und aus ihr heraus (die „Wirkwelt“) (vgl. Grathoff in Hammerich/Klein 1978, S. 68 f.). ‚Lebenswelt‘ hingegen wird vielmehr als der sinnbildende Hintergrund des Alltäglichen verstanden. *Richard Grathoff* verdeutlicht dies an

---

<sup>28</sup> Ähnliches ließe sich auf die Soziale Arbeit anwenden; Klient\*in/Sozialarbeiter\*in et cetera.

<sup>29</sup> Und immer wieder aktualisiert werden.

<sup>30</sup> Wie es womöglich von einem naturalistisch- behavioristischen Standpunkt aus betrachtet werden könnte, im Sinne einer „Soziologie des Common-Sense“ oder ähnlichem (vgl. Grathoff 1989, S. 43).



pointierten Gegenüberstellungen, wie Soziale Beziehungen (außerordentlich normativ-komplexer Bereich von Motiv- und Interessenzusammenhängen/Praxis = ‚Alltag‘) als Äquivalent zu Intersubjektivität (Sinndimension = ‚Lebenswelt‘) (ebd.).

### 2.3 Jürgen Habermas: Gesellschaftsanalytische Differenzierung Lebenswelt/Funktionssystem

Jürgen Habermas hat mit seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ (1981)<sup>31</sup> einen Versuch dargelegt, Erklärungsansätze aus verschiedenen Disziplinen<sup>32</sup> aufeinander zu beziehen, um ein kritisches Gesellschaftskonzept zu erarbeiten, welches zur Beleuchtung der (kapitalistischen) Entwicklungen der Moderne, insbesondere dem Spannungsfeld zwischen ansteigenden Komplexitätstendenzen von (Funktions-)Systemen und der damit einhergehenden Rationalisierung von ‚Lebenswelten‘, beitragen soll (vgl. Habermas 1981 II, S. 180). Habermas problematisiert den institutionalisierenden Übergriff von Systemen, unter anderem qua Medien (wie Geld, Macht, Imperative) auf die „vorprädikativen“ ‚Lebenswelten‘ der Gesellschaftsmitglieder (vgl. ebd. II, S. 230 f.) und pointiert, dass im Zuge dieser Entwicklungslinien ‚Lebenswelt‘ nicht nur als ein Subsystem neben anderen mediatisiert wird, sondern einer regelrechten „Kolonialisierung“ zum Opfer fällt (ebd. II, S. 293). Für die (*lebensweltorientierte*) Soziale Arbeit scheint sich die Relevanz dieser Thesen dahingehend zu verdeutlichen, da sie bildlich gesprochen, auf der Spitze eines zweiseitigen Schwerts steht. Zum einen agiert sie im Auftrag des Systems (Sozial-)Staat, vertritt also gesellschaftliche und ökonomische Interessen; gleichzeitig begibt sie sich als vermeintlich „befähigende“, „ermutigende“ und „Autonomie fördernde“<sup>33</sup> (DBSH 2016) Instanz in einen teilweise sehr engen Kontakt mit individuellen Klient\*innen oder ganzen Personengruppen, bis hin zu normativ reglementierten Eingriffen in die Privatsphäre entgegen dem Willen von Betroffenen<sup>34</sup>. Darüber hinaus verwendet Thiersch die Analysen von Habermas für gewisse Argumentationslinien in seinem Theorieprojekt<sup>35</sup>.

---

<sup>31</sup> Da sich die Theorie von Habermas über zwei Bände streckt, werde ich im Weiteren mit römisch I und römisch II zitieren.

<sup>32</sup> So beschäftigt sich Habermas unter anderem mit den soziologischen Ansätzen von Max Weber (vgl. Habermas 1981 I, u. a. S. 205 ff.), Marx (vgl. Habermas 1981 II, u. a. S. 489 ff.), Durkheim und Mead (vgl. ebd., u. a. S. 7), Parson (vgl. ebd., u. a. 295) und kulturkritischen Perspektiven wie denen von Adorno, Horkheimer und Lukács (vgl. Habermas 1981 I, u. a. S. 453 ff.). Ferner bedient sich Habermas an ethnologischen und anthropologischen Studien (vgl. Habermas 1981 II, u. a. S. 233).

<sup>33</sup> Begrifflichkeiten aus der offiziellen deutschsprachigen Definition Sozialer Arbeit (DBSH 2016).

<sup>34</sup> Beispielsweise Eingriffe durch das Jugendamt bei Kindeswohlgefährdung (§8a SGB VIII).

<sup>35</sup> Dazu in Abschnitt 3.2 und 5.

Im Folgenden wird in einer thematischen Dreiteilung vorgegangen: (a) Grundlegend soll *Habermas'* doppelseitige Konstitution von (moderner) Gesellschaft, also die Parallelität von ‚System‘ und ‚Lebenswelt‘ aufgegriffen und inhaltlich sowie begrifflich geschärft werden. (b) Daraus anknüpfend wird sich der „Entkopplung von System und Lebenswelt“ (Habermas 1981 II, S.229 ff.) zugewandt und dies insbesondere durch Gedanken von *Habermas* zur (Theorie der) Moderne (vgl. ebd. II, S. 420 ff.) mitsamt der These der „Kolonialisierung“ von ‚Lebenswelt‘ ergänzt. (c) Abschließend sollen konkrete Beiträge zu „Sozialstaatlichkeit“ und „Wohlfahrt“ (vgl. Ebd. II, S. 510) in der modernen Gesellschaft bearbeitet werden, um diese an späterer Stelle auf das Theorieprojekt *Lebensweltorientierung* zu beziehen.

#### (a) Gesellschaftsbild

Der Weg zu *Habermas'* Auffassung von Gesellschaft lässt sich am ehesten über seine soziologische Grundfrage nachzeichnen, wie eben diese (Gesellschaft) möglich sei; in einer Welt von egozentrischen Individuen, welche in letzter Instanz Vertreter\*innen ihres eigenen, für andere nur oberflächlich berührbaren Bewusstseins, ihrer Interessen und ihres Selbst sind<sup>36</sup> (vgl. Habermas 1981 II, S. 177). Fundamental um diesen vermeintlichen Konflikt, diesen „Krieg“<sup>37</sup> (vgl. ebd.) der Egoismen zu kontrollieren, sei eine auf kommunikativ-konsensuelle Zusammenarbeit beruhende und durch Normen und Werte fundierte Solidarität, welche eine kollektive Bewältigung von Fragen nach materieller sowie symbolisch-kultureller (Re-)Produktion durchdringt und absichert (vgl. ebd, S. 177 f., 193). Den kommunikativen Akten liege die ‚Lebenswelt‘ zugrunde; der fraglose, unproblematische, schlichtweg vorgegebene Boden, auf dem sich die handelnden Subjekte vorfinden und begegnen (vgl. Habermas 1981 II, S. 197, 198 f.). Expliziert handele es sich um den immer wieder intuitiven, wie gegenwärtigen „Horizont“ (von Vor-Überzeugungen) einer Person, in dem alltägliche Situationen als Ausschnitte von Verweisungszusammenhängen ebendieser ‚Lebenswelt‘ erscheinen und innerhalb dieser gedeutet, sinnhaft verstanden und bewältigt<sup>38</sup> werden (vgl. Habermas 1981 I, S. 107 f., II, S, 193). In der systemisch-kommunikationstheoretischen Lesart von *Habermas* wird ‚Lebenswelt‘ als ein

---

<sup>36</sup> Also konkreter: das Intersubjektivitätsproblem.

<sup>37</sup> Ein an *Durkheim* (1977, S. 243) angelehnter Begriff.

<sup>38</sup> Die Bewältigung von Situationen teilt sich bei *Habermas* vordergründig in zwei Aspekte: (1.) *teleologisches* handlungsorientiertes Bewältigen zum „Verwirklichen von Zwecken“; (2.) *kommunikatives* Bewältigen zum „(Ein-)Verständnis“ (Habermas 1981 II, S. 193).

Komplementärbegriff zu „Kommunikativem Handeln“ verstanden und als egologisches Gebilde überstiegen<sup>39</sup> (ebd., S. 198, 217). Orientierung findet *Habermas* an dem Konzept der „alltäglichen Lebenswelt“ von *Alfred Schütz* (und *Luckmann*), da dieses das Erfahren von ‚Lebenswelt‘ bereits in die ‚Wirkwelt‘, also konkreter in die durch Spiegelungen subjektiver Erleben in alltäglichen Situationen und den geteilten Grundstrukturen erzeugte Intersubjektivität verlagert und das radikal ‚Private‘ zumindest relativiert. Jedoch entfernt sich *Habermas* von diesem immernoch bewusstseinsphilosophischen Ansatz dahingehend, dass er das Sinnverstehen überhaupt erst qua ‚Lebenswelt‘ in „kulturell überlieferten und sprachlich organisierten“ Verständigungsprozessen verortet und diese als Voraussetzung für kulturelle (Re-)Produktion, soziale Integration und Sozialisation in den Dimensionen Zeit (u. a. Generativität) und (sozialen) Raum (u. a. verschieden integrierte Gruppen) benennt (vgl. ebd. II, S. 189 f., 209).

Von dieser Annahme ausgehend arbeitet *Habermas* drei, in Wechselwirkung stehende, Strukturmerkmale von ‚Lebenswelt‘ aus: (1) Persönlichkeit: Eine aus der Sozialisation entsprungene „Kompetenz“ (*Habermas* 1981 II, S. 209), die individuelle Identität hervorzubringen und im Zuge dessen Teilnehmer\*in an kommunikativen Verständigungsprozessen zu werden. (2) Gesellschaft: Die regelnde „legitime Ordnung“ (ebd.) sozialer Verbände, welche Personen in<sup>40</sup> sozialen Gruppen solidarisiert. (3) Kultur: Ein überlieferter Konsens; Grundlage von Interpretations- und Deutungsmustern, also ein „Wissensvorrat“ (ebd.), welcher immer wieder von gegenwärtigen Kommunizierenden aufgefüllt wird (vgl. *Habermas* 1981 II, S. 209, 219). Durch diese Differenzierung konstatiert *Habermas* ‚Lebenswelt‘ als einen transzendentalen Ort, an und aus dem sich Personen (aus ihrer Innenwelt, Ego zu Alter) qua kommunikativen Handelns (u. a. Sprache im weitesten Sinne), im Rahmen der geteilten, intersubjektiven ‚Lebenswelt‘, reziprok über die „Außenwelten“ (objektive, soziale und normative<sup>41</sup>) verständigen können und diese interpretieren (vgl. ebd. I, S. 107; II, S. 193, 202 f.). An dieser Stelle wird eine Synthese von soziokultureller und subjektiver ‚Lebenswelt‘ präsentiert, welche in der Konsequenz herausstellt, dass Wirklichkeit nicht nur erkannt wird, sondern gesellschaftlich konstruiert ist und immer wieder re-konstruiert wird<sup>42</sup> (vgl. *Habermas* II, S. 211). *Habermas* fasst zusammen:

---

<sup>39</sup> *Habermas* betont diesbezüglich, dass *Husserl* (oder auch *Schütz*) das Problem der Intersubjektivität mit seiner *Phänomenologie* nicht habe lösen können (vgl. *Habermas* 1981 II, S. 198).

<sup>40</sup> „In“ an dieser Stelle in doppelter Bedeutung: (1.) hinein, (2.) innerhalb.

<sup>41</sup> In Bezug auf *Piaget* 1973, S. 190 (vgl. *Habermas* 1981 I, S.106): Objektive Welt (Tatsachen), Subjektive Welt (Erlebnisse), Normative Welt (Normativität) (vgl. *Habermas* 1981 II, S. 204).

<sup>42</sup> *Habermas* bezieht sich dabei auf die wissenssoziologische Theorie „Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ von *Thomas Luckmann* und *Peter Berger* (vgl. *Habermas* 1981 II, S.211 in Bezug auf *Berger/Luckmann* 1969, I).

„Die kommunikative Alltagspraxis ist, wie wir gesehen haben, in einen lebensweltlichen Kontext eingebettet, der durch kulturelle Überlieferungen, legitime Ordnungen und vergesellschaftete Individuen bestimmt ist.“ (Habermas 1981 II, S. 272).

Die kulturelle-symbolische Reproduktion und die soziale Integration der ‚Lebenswelt‘ bringen demnach zu einer Kontinuität, Handlungs- und Koordinierungsfähigkeit sowie Stabilisierung von (Gruppen-)Identitäten; jedoch hat sie – ex negativo – auch einen ausschließenden Charakter und konstruiert, im Falle von dysfunktionalen Spannungen zwischen den drei Strukturen von ‚Lebenswelt‘, ‚Sinnverlust‘ (bei unzureichendem ‚Wissensvorrat‘ in neuen Situationen), ‚Anomien‘ (Herausbrechen aus ‚legitimer Ordnung‘ von sozialen Gruppen) und ‚Psychopathologien‘ (‚fehlende‘ Zurechnungsfähigkeit oder Entfremdung) (Habermas 1981 II, S. 212 f., 216). Durch den Anstieg der Pluralität von Lebensformen in der modernen Gesellschaft und den Loslösungen von universellen ‚Traditionskernen‘<sup>43</sup>, wie dem gemeinschaftlichen Glauben, unter anderem durch Bevölkerungsanstieg, Globalisierung und Milieuspezifika, tauchen abstrahierende Rationalisierungs- und Formalisierungsprozesse in der ‚Lebenswelt‘ auf, um auseinanderdriftende Wege ‚sozialer Integration‘ zu deckeln und die übergreifende Normierung hin zur ‚Solidarität‘ zu sichern (ebd. II, S. 220). Verdeutlichen lässt sich dies unter anderem am Rechtssystem, welches durch weitumfassende Abstraktionen (Paragrafen) gekennzeichnet ist. So kann in der (Spät-)Moderne kein ‚Gottesgebot‘ oder ein ‚Familiärer Pakt‘ absichern, dass der individuelle Wunsch nach Unversehrtheit Bestand hat. Vielmehr entsteht eine, die traditionelle Form der Solidarität übersteigende und eine eigen-logische Moralität konstatierende Art von kollektiv-vertraglicher Interdependenz (vgl. ebd. II, S. 179 f.). Ein weiteres Beispiel wäre das Bildungssystem als Produkt einer ‚Formalisierung von Erziehungs- [und Sozialisierungs-] -prozessen‘ (ebd. II, S. 221); also einer Rationalisierung der gesellschaftlich gewünschten Identitätsbildung. *Habermas* spricht zusammenfassend von ‚Reflexiven Brechungen der symbolischen Reproduktion von Lebenswelt‘, der Differenzierung von Aufgabenbereichen (der Kultivierung, Vergesellschaftung und Sozialisation) und den daraus resultierenden Handlungssystemen (wie unter anderem die Schule) (ebd.). Das Private verlagert sich also fortschreitend in die öffentliche, reglementierende Hand. Auf der Ebene der materiellen Reproduktion lässt sich die fortschreitende Systementwicklung in einer deutlich prägnanteren historischen

---

<sup>43</sup> Sowie *Nietzsche* mit Nachdruck ausruft: ‚Wir haben ihn [Gott] getötet – Ihr und Ich!‘ (Die fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 125). So lässt sich das Leben nicht mehr nach einer spirituellen Ideologie ausrichten, sondern muss selbst konstruiert werden. Sich im Nichts und der Absurdität arrangieren.

Linie an teleologischer Progressivität beobachten (vgl. ebd II, S. 175, 177). Ob in Stammesgesellschaften<sup>44</sup> oder modernen Industrie- und Marktgesellschaften, es werden sichernde und produzierende Prozesse zerlegt; konkreter wird das Phänomen der produktivitätssteigernden „Arbeitsteilung“ in verschiedenen Differenzierungsgraden zentral und institutionalisiert (vgl. ebd. II, S. 173). Eben diese Institutionen werden in den modernen Gesellschaften primär durch die Steuerungsmedien „Geld“ und „Macht“ (qua Weisungsbefugnis) charakterisiert, um die Emergenz, also die Gesamtheit der Einzelintentionen und -Aktionen von den Gesellschaftsmitgliedern aufzufangen, Verständigungsprozesse zwischen Individuen und Systemen zu vereinfachen und Funktionsabläufe risikofreier zu gestalten, also zu „optimieren“ (ebd. II, S. 269). Dies passiert mit gleichzeitiger Entkopplung von Konsensfindung zwischen den Individuen, quasi einer „Subjektivität“ der Kommunikation (vgl. ebd. II). Bleibt man beim Beispiel der Wirtschaft, so lässt sich darlegen, dass sich aus dem individuellen ‚Wunsch‘ aller, ein gutes Geschäft abzuschließen, das System des regelnden Marktes, die rechtlichen Rahmenbedingungen mitsamt Sanktionierungsmechanismen und die abstrakte ‚Tauschware‘ Geld etabliert haben. Simpel ausgedrückt: Es muss sich nicht mehr bei jedem Kauf darüber geeinigt werden, wie viel Wert ‚x‘ oder ‚y‘ hat und wie der ‚Tausch‘ (inklusive vorausgesetzter Moralität, Anstand, Fairness et cetera) stattfindet; vielmehr haben sich unzählige imperative ‚Spielregeln‘ verschiedener, ineinandergreifender Institutionen entwickelt, an die es sich zu halten gilt. So stellt *Habermas* in der Konsequenz seiner Analyse (moderner) Gesellschaften heraus, dass sich die sozial-integrativen Prozesse immer mehr in systemischen Vernetzungs- und Handlungszusammenhängen stabilisieren, also Sozial- und Systemintegration ineinandergreifen. Gesellschaft wird daher als ‚Lebenswelt‘ und als System, also sowohl individuell wie überindividuell konstituiert (vgl. ebd., S. 228).

(b) Entkopplung von ‚Lebenswelt‘ und ‚(Funktions-)System‘

*Habermas* erkennt im Verlauf der sozialen Evolution der Gesellschaftsformen, bis zur Gegenwart, dass die Moderne durch immer mehr systemische Mechanismen ausdifferenziert ist; etwa das politische System, Wissenschaftssystem, Wirtschaftssystem, Bildungssystem, Rechtssystem et cetera, was ein hohes Maß an Komplexität, bürokratischer Verwaltung<sup>45</sup> und Abstraktion

---

<sup>44</sup> In Anlehnung an ethnologische Befunde, wird bei *Habermas* deutlich, dass es sich bei sichernden beziehungsweise (re-)produzierenden Prozessen in Stammesgesellschaften (und überhaupt in menschlichen Gesellschaften), auch um Grundlegendes geht: Verwandtschaftssystem, Familienrollen, Glaubensorientierung des Stammes et cetera. Der Weg von der Stammesgesellschaft zur Moderne ist natürlich weitaus komplexer, als dass man diese ohne Weiteres vergleichen könnte. Dies würde jedoch den Rahmen dieser Erarbeitung übersteigen und nicht zur Klärung des Gegenstandes beitragen.

<sup>45</sup> Wobei die bürokratische Verwaltung in der digitalen Zeit eine Wende erlebt.

mit sich zieht. Darüber hinaus scheinen diese Systeme fortwirkend autonomer, autopoetischer und automatisierter zu werden, was sich durch eine „entsprachlichte Kommunikation“ untereinander kennzeichnet und die Rückkopplung an ‚lebensweltliche‘ Verhältnisse intransparent werten lässt (ebd. II, S. 230). Eine solche Komplexitätssteigerung von (Funktions-)Systemen geht, so *Habermas*, mit einer fortgehenden Rationalisierungstendenz der ‚Lebenswelt‘ einher; setzt diese sogar voraus (vgl. ebd. II, S. 420). Ratio, im wörtlichen Sinne einer berechnenden Vernunft, weist auf ein Spannungsfeld hinsichtlich des eigentlich unproblematischen, organisch fortschreitenden Horizonts der ‚Lebenswelt‘ hin. Das ‚Im-System-Sein‘ wird unverständlicher; die Komplexität entzieht sich den Individuen und die pragmatische Notwendigkeit des Verstehens verschwindet, denn die Systeme funktionieren (mehr oder weniger) von selbst<sup>46</sup> (vgl. ebd. II, S. 258). Zum anderen hat das Wissen eine immense Breite und detaillierte Tiefe angenommen, welche sich kaum als Einzelperson überblicken lässt (vgl. ebd. II). Vielmehr scheinen sich die professionell Wissenden durch die spezialisierten Expertisen, die Objektivierung von weltlichen Gegenständen und den Bezug auf in-sich-geschlossene Systeme von Begrifflichkeiten und Verweisungen von den restlichen Bürger\*innen zu trennen, (vgl. ebd. II, S. 482). Das Wissen, welches die Diskurse bedingt, wird von wenigen Mitgliedern einer Elite, einer Expert\*innenkultur (Wirtschaft, Politik, Wissenschaft et cetera) erarbeitet und bedingt (verdinglicht) die kommunikative Alltagspraxis. So werden beispielsweise Menschen qua Auftreten psychiatrischer Indikatoren im Alltag der Diagnose ‚Depression‘ untergeordnet, bekommen Medikamente und Alltagsroutinen verschrieben und gelten im objektivierten inner-systemischen Verlauf als „F.32.0“; dies sowohl in der Psychiatrie als auch im Register der Krankenkassen, welche sozusagen auch den sozialpolitischen Regularien unterliegen. Im Verlaufe der steigenden Unabhängigkeit der Systeme entwickelt sich bei gleichzeitigen Einwirken die ‚Lebenswelt‘ aus der vorherigen Koexistenz zum System zu einem „Subsystem“ (vgl. ebd. II). *Habermas* spricht auch von einer „Technisierung der Lebenswelt“ (vgl. ebd. II, S. 273). Im Zuge dessen wird soziale Integration nach und nach in den Prozess der Systemintegration eingelassen beziehungsweise nachgeordnet, insbesondere durch technische Abläufe normativ geregelter Alltagskommunikationen (vgl. ebd. II, S. 261). Ein primäres Produkt ebendieser Regularien ist die Verselbstständigung des gesellschaftlichen Strukturmerkmals der ‚Lebenswelt‘, in der die exponentielle Institutionalisierung des Rechts und der Moral an die Stelle symbolisch-interaktionistische Übergänge der kulturellen oder persönlichen Ebene tritt (wie im vorherigen Abschnitt (a)

---

<sup>46</sup> *Kosik* verweist, in Anlehnung an *Heidegger*, darauf, dass die Welt dem Menschen „[...] nicht als die von ihm geschaffene Wirklichkeit, sondern als fertige, undurchdringliche Welt [...]“ erscheint (*Kosik* 1986, S. 66). Erst „Defekte“ verweisen wieder auf das „Selbst“, welches in Verknüpfung zu den „Systemen“ und „Einrichtungen“ (Gerätschaften, Werkzeuge, Hilfsmittel et cetera) steht (vgl. ebd.).

bereits angeschnitten). Es inkorporiert sich eine formale, normsetzende und normalisierende ‚Rechts- und Sanktionierungsgewalt‘, welche Moral, Sitte und Norm ent-personalisiert, abstrahiert und generalisiert (vgl. ebd. II, S. 261, 267). ‚Lebensweltliche‘ Kommunikation ist nicht mehr notwendig, um die Koordinierung moralisch-praktischen Miteinanders zu ermöglichen; sie wird vielmehr durch Instanzen ersetzt und kontrolliert, welche durch Macht, Wissen und Autorität (Expertisen) legitimiert werden. Es entsteht ein Spannungsfeld von Entlastung der ‚Lebenswelt‘ und Übergriffen des Systems. Das zuvor genannte Aufsplittern der gesellschaftlichen (Sub-)Systeme erfordert ferner eine zerteilte und umfassende system-integrative Leistung der Individuen. Das ‚lebensweltliche‘ Ganze, die Identität, zerbricht nach und nach in diverse (öffentliche) „Rollen“ (ebd.), welche vielmehr über ihre Funktion als über das Individuelle gekennzeichnet sind. Genauer: Das „Ich“ als ganze Person, teilt sich in den ‚Konsumenten, den Kunden, den Beamten, die Chefin, den Kleinverdiener‘ (...); Rollen, die aus der Sicht des Systems nicht an das Individuelle, das Persönliche gekoppelt, sondern vielmehr abgekoppelt<sup>47</sup> sind (ebd. II, S. 252, 472). *Habermas* benennt unter dem Stichwort „posttraditionaler Lebenswelt“ (ebd. II, S. 485) eine fortschreitende Spannung zwischen „Homme“ (Privatsphäre) und „Citoyen“ (‚bürgerliche‘ Öffentlichkeit). Eingebettet ist diese funktionale Spaltung in die progressiv-kapitalistischen Entwicklungen, welche Nutzenkalkül, Einkommen und Kapitalquantifizierungen zentralisieren und darüber hinaus die materielle (Re-)Produktion als sozialintegratives Medium verkleidet. *Habermas* spricht auch von einer „Täuschung“, in der sich Systemintegration unter dem Deckmantel sozialer Integration ausgibt (vgl. ebd. II, S. 278). Durch eine Übernahme des Materiellen, eine ent-personifizierte Kommunikation und die Verdinglichung des Symbolischen wird eine Konkurrenz zwischen System- und Sozialintegration sichtbar, welche in den aufgezeigten Entwicklungslinien auf eine Asymmetrie zuungunsten der ‚Zonen des Unproblematischen‘ (in) der ‚Lebenswelt‘, hinweist. Die ent-personifizierten Rollen stehen analog zu den Systemen immer mehr im Rahmen einer „normfreien Sozialität“, in rational-versachlichten Sozialbeziehungen, welche in formal-(rechtlichen) Handlungssystemen organisiert sind (ebd. II, 454). Arbeitnehmer\*innen sind Abgrenzungen, Rechtslagen, formalen Kommunikationen, Verträgen, Anfragen, Bürokratien (...) unterworfen. Sie arbeiten „rational“; *Weber* spricht von „Gehäusen der Hörigkeit“ (*Weber* 1964, S. 1060). Die Biografie, so auch der darin inbegriffene Alltag, wird auf das abstrakte Medium ‚Geld‘ (im Körper des Berufs) ausgerichtet, gar vereinseitigt (vgl. *Habermas* 1981 II, S. 477). Monetisierung, der Weg zu Einkommens- und Fortkommenschancen, spielt sich in den Fragmenten der Persönlichkeit ab,

---

<sup>47</sup> Bis hin zum ‚Wer‘ des alltäglichen Daseins; das jede\*r und niemand: Das „Man“ (vgl. *SeiZei*, S. 114).

greift sozusagen auf die einheitliche Lebensführung und die Freiheit ein, normalisiert diese sogar im Kontext des jeweiligen Systems (vgl. ebd. II, S. 477, 478f.). Es wird ein ‚rechtförmiges‘ Verhalten vorausgesetzt, Arbeit auf Vertragsbasis, Versicherungs- und Steuerabgaben, Distanz zwischen den Kolleg\*innen, ‚Dresscode‘, Zurückhaltung, Sensibilität bei der Darstellung im Netz, et cetera: so wie man es halt macht<sup>48</sup>. Leben in der Moderne bedeutet von Anfang an Leben in systemischen Strukturen; die ‚Lebenswelt‘ assimiliert sich an mediatisierten, systemischen Verhältnissen und Imperativen. *Habermas* fasst dies in dem Theorem der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ zusammen (ebd. II, S. 293).

„[...] so wird die aus der Innenperspektive zugängliche Reproduktion der Lebenswelt zur Außenansicht der Systemerhaltung verfremdet, ohne daß dieser methodische Schritt der Objektivierung eine erkennbare Spur hinterlasse“ (Habermas 1981 II, S. 420).

### (c) Sozialstaat, Wohlfahrt und Soziale Arbeit

Im Rahmen der zuvor beschriebenen Entwicklungslinien verlagern sich die Probleme, welche primär in der Arbeitswelt entstehen, nach und nach aus dem privaten in den öffentlichen Sektor. Strukturelle Ungleichheiten, wie die „Eigentums-, Einkommens- und Abhängigkeitsverhältnisse“ (plakativ gesagt: zwischen Proletariat und Bourgeoisie) werden sozialpolitisch auf individueller Ebene (also für das im privaten Interesse handelnde Rechtssubjekt) kompensiert, ohne dass die strukturellen Wurzeln angefasst oder verändert würden (ebd. II). *Habermas* spricht auch von einer „sozialstaatlichen Pazifizierung des Klassenkonflikts“, welche in einer „hinnehmenden Massenloyalität“ münde (Habermas 1981 II, S. 510). Konkreter meint dies, dass die Politik/der Staat individuell mit konkreten Entschädigungs- und Bewältigungsmaßnahmen reagiert, so in etwa im Angebot von institutionalisierten Subsystemen, wie dem Gesundheitssystem, dem Versicherungssystem und (wenn nicht sogar am deutlichsten) mit der Sozialen Arbeit. Klassenkonflikte werden latent gehalten und dadurch eingedämmt, dass die Klassenstrukturen, welche zuvor ‚lebensweltlich‘ fassbar waren, sich immer weiter in eine regulierende, besänftigende Hand des Systems legen (vgl. ebd. II, S. 512). Diese Entwicklung zieht sich vielmehr weiter durch bis hin zu einer „klassenunspezifischen Verdinglichung“ von Mustern sozialer Ungleichheit; oder spezifischer (auf Soziale Arbeit bezogen): es werden „aufgeblähte“ Klient\*innenrollen für Handlungs- und Funktionsbereiche geschaffen, welche wiederum den Kreis

---

<sup>48</sup> An dieser Stelle wird dies etwas zugespitzt dargestellt; selbstverständlich lassen sich nicht alle Berufsgruppen, gar Individuen, im gleichen Maße in diesen Entwicklungslinien verorten. Nichtsdestotrotz bleibt die These stark, ob Bauarbeiter\*in, freischaffende Künstler\*in oder Wissenschaftler\*in; die berufliche Freiheit ist von vorneherein in ein monetär gerichtetes, vertragliches Arbeitsverhältnis (inklusive Regularien et cetera) eingebettet und ist aus *systemtheoretischer* Sicht hinsichtlich der Funktionen zu betrachten.



zum jeweils gegenwärtigen Beschäftigungssystem schließen, diesen legitimieren oder gar „normalisieren“ (ebd. II, S. 513 f.). *Habermas* spitzt weiterführend zu: Die Klient\*innen in der sozialstaatlichen Wohlfahrt werden ihrer „Explosionskraft“ beraubt, welche ferner die Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen neutralisiert, den Verlust dieser sogar akzeptabel erscheinen lässt (ebd. II, S. 515). Sozialintegrative Prozesse, wie sie zuvor dargestellt wurden, werden immer mehr durch (1.) Konsument\*innenrollen und (2.) Klient\*innenrollen in den verschiedenen Systemen umfunktionalisiert; ferner assimiliert sich das System quasi an ursprünglich ‚lebensweltlichen‘ Phänomenen/Prozessen und bietet eine bürokratisierte Daseinsvorsorge von außen an<sup>49</sup> (vgl. ebd. II, S. 516). Im Verlauf dessen werden individuelle Anliegen, Probleme und Ansprüche verrechtlicht und zu allgemeinen Tatbeständen umformuliert und objektiviert; Alltags-situationen, -bewusstsein und -wissen unterliegen damit einer Spezifizierung technokratischer Verwissenschaftlichung von „Expert\*innen“ (vgl. ebd. II, S. 521). Es werden synthetische „wenn-dann“ Fälle (insbesondere im (Sozial-)Recht) abstrahiert, welche als Grundlage für Zuwendungen, aber auch als Legitimationsgrundlage für Eingriffe in nicht-systemische (‚lebensweltliche‘) Bereiche, insbesondere in der Sozialen Arbeit, fungieren (vgl. ebd. II, S. 533). Aus dieser Perspektive stellen sich soziale Dienste (im weitesten Sinne) als systemkonforme Ausgleichsmechanismen dar. Der Prozess, in dem diese sozialen Dienste, etwa Handlungsfelder Sozialer Arbeit, entstehen, generiert eine eigene Realität, durchdrungen von bürokratischen Abläufen, Verwaltungshandlungen, rechtlichen Rahmenbedingungen (et cetera), welche von außen (und noch vielmehr von Innen als Klient\*in) undurchschaubar wird; so zu sagen ‚passiert‘ das System in der ‚Lebenswelt‘ und greift unsichtbar in diese ein (vgl. ebd. II, S. 533). Nicht allein die offensichtlich eingreifenden Instanzen wie das Gericht, Strafvollzugsämter oder ähnliches sind durch Formen bürokratisch strukturierter Legitimation gekennzeichnet, die vermeintlich niederschweligen, gar unterstützenden/karitativen Instanzen erscheinen von einer Metaebene aus betrachtet in vergleichbarem Licht. Das zuvor Dargestellte lässt sich am klassischen Beispiel des Jugendamts (deskriptiv) aufzeigen: Durch die Verrechtlichung der Familie, dem Familienrecht (zudem Kinder- und Jugendhilfe SGB VIII), gehen primär Eltern als Vormunde (beziehungsweise die Gesellschaft) und der Staat als Schutzinstanz ein wechselseitiges Abkommen ein, welches insbesondere zum Schutz des Kindeswohl dienen soll. Es ist quasi ein Tausch; Zuwendungen des Staats bei fehlenden Mitteln (in der Familie) zum Preis

---

<sup>49</sup> Das Spannungsfeld, welches sich zwischen diesen beiden Rollen ergibt, sei die ambivalente Doppelfunktion der kapitalistischen Marktwirtschaft: Die Zuwendungen, Vergütungen sozialstaatlicher Kompensationssysteme seien nur möglich aufgrund von exponentiellem Wirtschaftswachstum. Problem und Lösung erhalten sich quasi wechselwirkend (vgl. ebd.).

einer „neuen Bindung“, welche dem Staat unter gewissen Umständen Interventionsmacht verleiht (ebd. II, S. 542). Den Begriff des Tausches muss man an dieser Stelle jedoch relativiert sehen; *Habermas* pointiert bereits, dass es eher ein Zwang ist, welchem sich jede\*r unterlegen muss, welche\*r sich als Person im Rechtsstaat und vorallem als Person in oder mit Familie konstituieren will (vgl. ebd. II) Kommt es zu einem tatsächlichen Vorfall, welcher auf Kindeswohlgefährdung hinweist, so werden Familienmitglieder (Eltern wie Kinder) von Vertrags- beziehungsweise Verfahrensbeteiligten eher zu „Verfahrensunterworfenen“; konkreter: zu „[Rechts-]Objekten“ zwischen den Verhandlungen des Gerichts und dem zuständigen Jugendamt (ebd. II). Fällt die Entscheidung, dass eine sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) in die Familie kommen soll, scheint dies vorerst als „unterstützende“ Intervention von Seiten des Staates. Betrachten kann man dies jedoch auch als eine Verlagerung von einem funktionalem Subsystem in das andere, quasi einen Austausch der Expert\*innen- Beobachtung des ‚Lebensweltlichen‘. Zuvor war es der/die Richter\*in, nun die SPFH: Im Verfahren bleiben die Klient\*innen objektiviert. Konkret ausgedrückt handelt es sich in diesem Beispiel um Erziehung unter Aufsicht des Staates (vgl. ebd. II, S. 544). *Habermas* unterstreicht: „Der staatliche Eingriff kompensiert die durchbrochene Normalität<sup>50</sup>.“ (ebd. II, S. 545). Aber nicht allein solch offensichtliche Beispiele wie die Intervention bei Kindeswohlgefährdungen, eben auch offene, niederschwellige Angebote wie der Jugendtreff sind funktional eingebettet in undurchsichtige Rahmen. Insbesondere dort, wo für die Klient\*innen nicht klar ersichtlich ist, dass ‚hier das System anfängt‘, droht eine „Kolonialisierung der Lebenswelt“, da die systemisch verselbstständigten Organisationen „[...] in einen vorgetäuschten Horizont der ‚Lebenswelt‘ fiktiv zurückversetzen“ (ebd. II, S. 567). In einem (eventuell zu) dramatischen Sinnbild veranschaulicht: Kolonialisierend wird es insbesondere dort, wo die ‚Sanktionspistole‘ unter einem Deckmantel gehalten wird. Im Funktionssystem Schule ist das Kind ‚Schüler\*in‘, im Supermarkt ist die Person ‚Kundin‘, im Krankenhaus ‚Patient‘ und im Jugendtreff ist der Jugendliche ‚Klient‘. Von einer ‚lebensweltlichen‘ Ganzheitlichkeit, im Sinne *Habermas*, kann schon allein aufgrund der funktionalen Rahmung keine Rede sein, da es sich lediglich um ‚Teil-Rollen‘ handelt. Im Falle der Sozialen Arbeit (niederschwellig oder intervenierend) obliegt die Entscheidungsmacht im Code von Hilfe/Nicht-Hilfe stets den (beaufsichtigenden) Professionellen vor Ort (Kleve 2000, S. 58). Selbstredend lässt sich diese Darstellung nicht verabsolutieren und ist keineswegs einseitig normativ zu verstehen, sozialstaatliche Funktionalität soll keineswegs verteufelt werden. Vielmehr soll die innewohnende Ambivalenz, zwischen vermeintlicher „Freiheitsverbürgung und Freiheitsentzug“ (ebd., S. 531) aufgezeigt werden. Folgt man der Theorie *Habermas*,

---

<sup>50</sup> Kompensieren != produzieren.

so kann also, aufgrund der analytisch-begrifflichen Trennung von „Funktionssystem“ und „Lebenswelt“, nicht die Frage sein, ob es möglich ist das „System“ so zu gestalten, dass es in der ‚Lebenswelt‘ agiert und diese gleichzeitig bewahrt, vielmehr handle der Staat und konkreter die Soziale Arbeit (wenn man so will) *lebensweltorientiert*, wenn man versuche

„[...] Lebensbereiche, die funktional notwendig auf eine soziale Integration über Werte, Normen und Verständigungsprozesse angewiesen sind, davor zu bewahren, den Systemimperativen der eigendynamisch wachsenden Subsysteme (...) zu verfallen“ (Habermas 1981 II, S. 547).

Konkreter formuliert *Habermas* in Anlehnung an *Marx*’sche Programmatik: „[...] eine Zurücknahme des Staates in eine an ihr selbst politisch gewordene Gesellschaft“ (Habermas 1991, S. 22) und eine Produktion systemfreier Sphären.<sup>51</sup>

### 3. Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch

Vor dem Hintergrund einer Zeit, gekennzeichnet von dem Aufbruch des tradierten Lebens durch plurale Lebenslagen und individualisierte Lebensentwürfe wie -verhältnisse, findet *Hans Thiersch* die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts wieder, als er in den späten 1960er Jahren beginnt, ein Konzept für die Soziale Arbeit zu entwickeln, das sich wieder dem Bereich des Lebens zuwenden sollte, welcher unter diesen Umbrüchen diffus geworden sei: dem ‚Alltag‘<sup>52</sup> (vgl. Thiersch 2012, S. 22; Grunwald/Thiersch in Otto et. al 2018, S. 907). Den Alltag der Adressat\*innen Sozialer Arbeit als Ausgangspunkt zu setzen bedeutet für *Thiersch*, sehr verkürzt dargestellt, von einer Ganzheitlichkeit der „unhintergehbaren, subjektiven Handlungs- und Deutungsmuster“ auszugehen; einem speziellen Zugang zur Wirklichkeit, einem Modus, in dem sich der Mensch immer schon vorfindet und sich zu all dem verhält, was ihm/ihr in der (Lebens-)Welt begegnet (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 33). *Thiersch* konzipiert die *Lebensweltorientierung* vor allem in Anbetracht der gesellschafts-analytischen Ausarbeitungen *Habermas*’ hinsichtlich des Zusammenhangs um das Theorem der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ (1981): Die gesellschaftlichen Spannungen, hervorgehend aus den voranschreitenden Rationalisierungen der ‚Lebenswelt(en)‘ in einer technisierten Umgebung,

---

<sup>51</sup> Zudem äußert sich *Habermas* zu den (Aufgaben der) Sozialwissenschaften, in den von ihm analysierten Verhältnissen: „Sie [Sozialwissenschaft] kann sich indirekt auf das Verhältnis von Wissenschaft und Lebenswelt beziehen, indem sie Wissenschaften kritisiert, die die Lebenswelt zu ihrem Thema machen. So kann sie beispielsweise die Paradoxien untersuchen, in die sich ein Konstruktivismus verwickelt, der die phänomenologische Analyse der Lebenswelt umstandslos in ein sogenanntes kognitionstheoretisches Forschungsprogramm übersetzt [...]“ (Habermas 1991, S. 46 f.).

<sup>52</sup> *Thiersch* verwendet die Begriffe „Alltag(-orientierung)“ und „Lebenswelt(-orientierung)“ ausdrücklich synonym (vgl. Thiersch 2012, S. 6; Grunwald/Thiersch in Otto et. al. 2018, S. 906).

durch die steigende Komplexitäts- und Differenzierungs-Tendenz der verschiedenen Funktions- und Handlungssysteme<sup>53</sup>. Was bedeutet dies für die Soziale Arbeit? *Thiersch* unterstreicht, dass auch das pädagogische System im weitesten Sinne von diesen Entwicklungslinien geprägt ist; unzählige technologisierte Methodenkonzepte, ökonomisch genauestens kalkulierte Handlungspläne und über-bürokratisierte Anträge seien Merkmale einer modernen Sozialen Arbeit, welche als „Agent des Kapitals“, „Systemberuhiger“ und verlängerter Arm eines „disziplinierenden“ und „stigmatisierenden“ (Sozial-)Staats agiert (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 25). Eine solch ausgerichtete Soziale Arbeit und Pädagogik habe den Blick für die eigensinnige „Ganzheitlichkeit“ der ‚lebensweltlichen‘ Erfahrungen ihres Klientel verloren (Thiersch in Rauschenbach et. al. 1993). Gegen Abstraktionen der Lebensverhältnisse von Klient\*innen und der „Dignität ihrer Lebenswelten“ will *Thiersch* mit der *Lebensweltorientierung* ein „Signal“ geben, also richtungsweisend sein (Thiersch 2012, S. 24). Die Tradition, welcher das Theorieprojekt der *lebensweltorientierten* Sozialen Arbeit damit folgen soll, sei eine situationsgebundene; die Menschen „[...] dort abzuholen, wo sie stehen“ (Thiersch 2006, S. 48), um ihnen eine „Hilfe zur Selbsthilfe“ zu ermöglichen (Thiersch 2012, S. 23). Ferner:

„Lebensweltorientierung bezeichnet sowohl ein Rahmenkonzept sozialpädagogischer Theorieentwicklung als auch eine grundlegende Orientierung sozialpädagogischer Praxis“ (Thiersch 2002, S. 128).

Wie bereits 2008 von *Neumann* und *Sandermann* (2008, S. 20) herausgestellt, wirft dieser doppelte Anspruch gewisse Unklarheiten auf. Es stellt sich die Frage, ob das primäre Ziel der *Lebensweltorientierung* darin besteht, auf theoretisch-wissenschaftlicher Grundlage zu beschreiben, was (*lebensweltorientiertes*) sozialarbeiterisches/sozialpädagogisches Handeln ‚ist‘; quasi eine deskriptiv-analytische Positionsbestimmung Sozialer Arbeit anzubieten oder idealisierend, also normativ-programmatisch zu bestimmen, wie sozialarbeitende/sozialpädagogische Fachkräfte ‚richtig‘ handeln ‚sollen‘. Darüber hinaus wäre zu klären wie diese Ansätze miteinander zu vereinbaren sind (vgl. Neumann/Sandermann 2008, S. 19 f.). Im Folgenden wird expliziert, (3.1) wie *Thiersch* sein Theorieprojekt ausgestaltet, also konkreter auf Kerngedanken, welche bereits oberflächlich angeschnitten wurden, eingegangen und die dazugehörigen Grundpfeiler der *Lebensweltorientierung*, die „Struktur- und Handlungsmaxime“ (Thiersch 2012, S. 28), dargelegt. (3.2) Anschließend wird sich mit den zentralen Begrifflichkeiten<sup>54</sup> ‚Alltag‘ und ‚Lebenswelt‘ im Rahmen des Konzepts auseinandergesetzt und versucht ebendiese durch

---

<sup>53</sup> Ausführlicher dazu in Abschnitt 3.3. dieser Ausarbeitung.

<sup>54</sup> Ob es sich um Terminologie (Begriffe) oder eher Jargon (Wörter) handelt sei an einer späteren Stelle zu untersuchen.

*Thierschs* Ausarbeitungen zu schärfen, zu diskutieren und mögliche Spannungen in einem ersten Zugang kritisch herauszustellen. (3.3) Wie und weshalb eben diese Begrifflichkeiten, beziehungsweise diese Modi von Welt(-erfahrung) zum Ausgangspunkt Sozialer Arbeit werden (sollen), also normativ aufgeladen werden, folgt weiterführend. (3.4) Zudem werden gegenwärtige kritische Positionen aus den Sozialarbeitswissenschaften herangezogen und skizziert; zum einen von *Björn Kraus* (*Sozialkonstruktivistischer Ansatz*) und zum anderen von *Heiko Kleve* (*Postmoderner Ansatz*).

### 3.1 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – Ein Aufriss

Das Theoriekonzept der *lebensweltorientierten* Sozialen Arbeit, zuvor noch *lebensweltorientierte* Jugendarbeit, wird seit ihrem maßgeblichen Einfluss auf den achten Jugendbericht (1990)<sup>55</sup> der Bundesregierung als ein vordergründiges, wenn nicht sogar positionsbestimmendes Paradigma der modernen Sozialen Arbeit betrachtet und verhandelt<sup>56</sup> (vgl. u. a. Thiersch in Rauschenbach et. al 1993, S. 12; Thiersch 2002, S. 29; Kraus 2013, S. 144; Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 24). Kernaussage der *Lebensweltorientierung* ist, dass eine professionelle Soziale Arbeit, den „gelingenderen Alltag“<sup>57</sup> ihrer Klient\*innen als eine fundamentale, „charakteristische“ Zieldimension konstatieren muss (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 26, 32). Diese Ausrichtung legitimiert *Thiersch* insbesondere historisch-gesellschaftskritisch dahingehend, dass die Entwicklungslinien der zweiten Moderne, so unter anderem ‚neoliberale‘ Fragen der Effizienzfokussierung und Ökonomisierung, entgrenzende Spaltungsprozesse der „Lebens-, Arbeits- und Konsumverhältnisse“ (Thiersch 2012, S. 21) sowie die Dethematisierung von Fragen sozialer Gerechtigkeit, darin münden, dass die übermäßige „Selbstzuständigkeit“ der Menschen für ihr eigenes Leben verunsichernd, belastend oder gar überfordernd wirke (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 36).

---

<sup>55</sup> Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (1990).

<sup>56</sup> Im Weiteren wird auf eine ausführliche Explikation des historischen Kontextes verzichtet, da es sich in dieser Ausarbeitung vielmehr, um den gegenwärtigen Theorieansatz, die innere Kohärenz, die normative Dimension und die praktischen Konsequenzen des Konzepts handelt. Durchaus hat der Kontext in dem das Konzept entwickelt wurde, einen maßgeblichen Einfluss auf die Theorie selbst, daher wird auch an einigen Stellen darauf verwiesen. Auf eine ausdrückliche Darlegung wird jedoch, auch aus Gründen des begrenzten Rahmens, verzichtet. Anzumerken sei beispielsweise, dass *Thiersch* an einigen Stellen auf die „Großwetterlage“ (Thiersch 2006, S. 15) des 20. Jahrhunderts hinweist, in der sich verschiedene Disziplinen, insbesondere die Sozialwissenschaften und die Pädagogik, dem „Alltag“ zugewandt haben (vgl. u. a. Thiersch 2012, S. 42). Ferner sei diese Stimmung auch in der Gesellschaft zu erkennen gewesen, so vergegenwärtigt *Thiersch*, dass die Arbeiter\*innen- und die Frauenbewegung für bessere Alltagsbedingungen gekämpft haben (Vgl. Grunwald/Thiersch in Otto et. al. 2018, S. 907). Wobei hier zu differenzieren ist, dass diese Bewegungen von Innen nach Außen, also von Betroffenen selbst initiiert wurden.

<sup>57</sup> Was genau dies für Thiersch bedeutet wird in 3.2 dieser Arbeit behandelt.

Zentral wird dabei das Spannungsfeld von Individualisierung der Lebensverhältnisse und Pluralisierung von Lebenslagen<sup>58</sup>, welches *Thiersch* zum einen als riskant<sup>59</sup>, zum anderen als chancenreich betitelt (vgl. *Thiersch* 2012, S. 21). So kann man beispielhaft darstellen, dass es sicherlich eine Chance der Selbst-Entwerfung sein mag, aus einem breiten Spektrum der verschiedenen Bildungswege wählen zu können, sich nicht mehr der tradierten familiären Berufswahl unterwerfen zu müssen und bereits in jungen Jahren vom Land in die große Stadt ziehen zu dürfen. Gleichzeitig ist diese ‚Freiheit‘ untermalt durch einen mitschwingenden Druck der richtigen Entscheidung des Individuums, dicht gefolgt von Rechtfertigungs- und Schuldberkenntnissen<sup>60</sup> bei ‚falschen‘ oder ‚misslingenden‘ Wahlen (vgl. u. a. *Grunwald/Thiersch* in *Grunwald/Thiersch* 2016, S. 37). In Bezug darauf stellt *Thiersch* für die Soziale Arbeit die ansteigende Komplexität der Situationszusammenhänge, in denen sich die Klient\*innen befinden, heraus. Demnach sind prekäre Verhältnisse wie Wohnungslosigkeit, das alleinige Erziehen von Kindern oder das Leben mit Geflohenenstatus in Deutschland nicht als totale Zustände oder gar ‚Fälle‘, welche sich rein durch professionelles Expert\*innenwissen abstrahieren und durchblicken lassen, zu verstehen. Vielmehr seien die ‚Lebenswelten‘ durch die zuvor angeschnittenen Entwicklungstendenzen in der (zweiten) Moderne so komplex und unikat geworden, dass ein Mitgehen bei den (sozial-)technologischen Überformungen Sozialer Arbeit, auf eine sich immer weiter von den (Erfahrungs-)Wirklichkeiten der Adressat\*innen entfernende Profession hinauslaufen würde (vgl. *Thiersch* 2012, S. 22 f.; *Grunwald/Thiersch* in *Grunwald/Thiersch* 2016, S. 36, 58 f.). Angelehnt an das *Habermasche* Theorem der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ (1981) schließt *Thiersch*, dass die Adressat\*innen Sozialer Arbeit in den dargestellten Zeiten eine unterstützende Instanz in ihren „[...] widersprüchlichen, brüchigen und anstrengenden Bewältigungsaufgaben alltäglicher Lebensverhältnisse [...]“ (*Grunwald/Thiersch* in *Otto et. al.* 2018, S. 907) benötigen, da dies aus der ‚Lebenswelt‘ selbst nicht mehr zu realisieren sei (vgl. *Thiersch* 2012, S. 25). Die Soziale Arbeit als vermittelnde Instanz zwischen Staat und Bürger\*in, Gesellschaft und Individuum, inmitten von Interessenkämpfen und Umbrüchen, sei eben die institutionalisierte, also quasi systemisch implementierte Hilfe, welcher diese Aufgabe zufalle<sup>61</sup> (vgl. ebd., S. 906). Weiterführend kann die *Lebensweltorientierung* also nur im jeweilig systemischen Rahmen und nicht als ‚Gegenbewegung‘ zu ebendiesem verstanden werden

---

<sup>58</sup> Beispiele für die Pluralität von Lebenslagen sind unter anderem: Differente Strukturen von Stadt/Land, gesellschaftlicher Einfluss qua Geschlecht, des Migrationshintergrunds, des Alters et cetera (Vgl. *Thiersch* 2012, S. 20).

<sup>59</sup> In Anlehnung an „Risikogesellschaft“ nach *Ulrich Beck* (1986).

<sup>60</sup> Durchaus vor anderen (wie dem Staat), aber mit Sicherheit vor sich selbst (vgl. *Thiersch* 2012, S. 52; *Grunwald/Thiersch* in *Grunwald/Thiersch* 2016, S. 37)

<sup>61</sup> Vertiefend dazu Abschnitt 3.3 dieser Arbeit.

(vgl. Thiersch 2012, S. 25). Die Realisierung der benannten Zuständigkeit formuliert *Thiersch* in sechs „Struktur- und Handlungsmaximen“ (Thiersch 2012, S. 26) aus, welche das Theoriekonzept konkretisieren sollen<sup>62</sup>:

(1) Prinzip der Einmischung: Als Teil des Systems, welches (*Thiersch* zufolge) an oder sogar in der ‚Lebenswelt‘ der Klient\*innen agiert, soll die Soziale Arbeit öffentlich auf die Dethematisierung des Sozialen, ungleiche Ressourcenverteilung und weitere Autonomie begrenzende Entwicklungen hinweisen und Veränderungen im Sinne des sinnbildlichen „Stachels im Fleisch“ einfordern und anstoßen; konkreter: ihr vielthematisiertes politisches Mandat wahrnehmen (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 42). (2) Prinzip der Prävention: Prävention meint im Sinne von *Thiersch* zum einen die Gestaltung belastbarer ‚Alltäglichkeit/Lebenswelt‘ und zum anderen, sekundär präventiv, das weitsichtige Vorsorgen, um potentiell mögliche Krisen der Klient\*innen frühzeitig zu erkennen, wie u. a. in Fällen der Sucht oder Kriminalität (vgl. ebd., S. 43). (3) Maxime der Alltagsnähe: *Lebensweltorientierte* Sozialarbeitende sollen sich darum bemühen möglichst nahen Beziehungs- und Vertrauensaufbau in den alltäglichen Situationen zu fördern und den Vorrang ‚lebensweltlicher‘ Ressourcen<sup>63</sup> respektieren (vgl. Grunwald/Thiersch in Otto et. al 2018, S. 911). Demnach müsste zum Beispiel das selbstorganisierte ‚Breakdance-Battle‘ im Jugendtreff eine höhere Priorität als das bewegungspädagogische Angebot der Sozialarbeiter\*in haben. (4) Prinzip der Regionalisierung: Region bezieht sich in diesem Kontext vor allem auf die umgebende Dimension des Raumes, konkreter noch die Gestaltung des Sozialraumes unter Qualitätskriterien der Dezentralisierung und Flexibilisierung der Hilfen (auch hinsichtlich der zeitlichen Dimension). Insbesondere diene dies zur Sicherung der Präventionsmaßnahmen durch „vor-Ort-Sein“ (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 44). Darüber hinaus soll die Verbindung ‚lebensweltlicher‘ und institutioneller Räume vorangetrieben und innerhalb einer Infrastruktur verschiedener Instanzen (Polizei, Medizin, Bildung et cetera) realisiert werden. Beispiele wären Bürgerinitiativen, Nachbarschaftsverbindungen oder Gemeinwesenaktivitäten (vgl. ebd., S. 45). (5) Maxime der Integration: Um eine Integration – im weitesten Sinne – zu realisieren, sollen die Akteur\*innen Sozialer Arbeit die Ausgrenzungs- und Ausschließungsprozessen qua ungleicher Teilha-

---

<sup>62</sup> Anzumerken ist, dass es sich zwar um grundlegende Säulen der *Lebensweltorientierung* handelt, diese aber in den jeweiligen, sich stark unterscheidenden, Handlungsfeldern betrachtet werden müssen (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 46 f.) und eine allgemeine Kritik dadurch zumindest erschwert wird. Insbesondere hinsichtlich der different engeren oder weiteren rechtlichen Rahmenbedingungen.

<sup>63</sup> Wobei zu fragen wäre, was ‚lebensweltliche‘ Ressourcen und was ‚nicht-lebensweltliche‘ Ressourcen im Konzept der *Lebensweltorientierung* sind.

bechance fokussieren und diese thematisieren (vgl. ebd., S. 46). Beispielsweise durch den Abbau erschwerter Zugangsmöglichkeiten (in verschiedensten Fällen) aufgrund von Migrationsgeschichte und religiöser Orientierungen et cetera. (6) Prinzip der Partizipation: die *Lebensweltorientierung* insistiert auf die transparente Verhandlung von Maßnahmen und den Einbezug von Adressat\*innen in den Gestaltungsprozess, um der Asymmetrie im Machtverhältnis von Hilfe/Kontrolle entgegenzuwirken (vgl. ebd.). Dieser Anspruch muss jeweils in den konkreten Arbeitsfeldern betrachtet werden; so ist im Feld der Resozialisierung weniger Freiraum für Mitbestimmung der Klient\*innen zu erwarten, als in einem niederschweligen, offenen Jugendtreff (vgl. ebd.). Was sich als ein Querschnitt durch die ausgeführten Prinzipien/Maxime zieht, ist die Aufforderung einer Positionierung und vorallem (Neu-)Identifizierung Sozialer Arbeit hinsichtlich des disziplin- und professionseigenen Habitus und der Haltung im Spannungsfeld von „Disziplinierung“ und „Freisetzung“<sup>64</sup> (vgl. Grunwald/Thiersch in Otto et. al. 2018, S. 912f.).

Festhaltend: *Lebensweltorientierung* nach Thiersch meint den Versuch einer Annäherung des Systems Sozialstaat an die Belangen und Anforderungen der (vermeintlich) nicht zu abstrahierenden, ‚ganzheitlichen‘ Wirklichkeiten der Individuen, durch die Soziale Arbeit, welche institutionalisiert vorort, insbesondere vorsorgende<sup>65</sup> Arbeit leistet. Sie soll die Klient\*innen mit einbeziehen, partizipieren und (mit-)bestimmen lassen, um Fremdbestimmung abzubauen und Selbstbestimmung sowie Selbstorganisation aufzubauen. Das vordergründige Ziel ist die Unterstützung zu einem ‚gelingenderen‘ Alltag durch Präsenz in widerstreitigen, überfordernden Situationen der ‚Lebenswelt‘, gefestigt durch sich veränderte Arbeitsbedingungen Sozialer Arbeit und den kritischen Diskurs mit weiteren Staats- und Entscheidungsinstanzen (unter anderem der Bildungspolitik, Arbeits- und Existenzsicherungspolitik, Justiz, Stadt- und Wohnbauplanung et cetera). Folglich lässt sich eine dreiteilige Anforderung herauslesen: Eine interdependente Umorientierung sowie eine Umstrukturierung der personellen (individuellen) Arbeit auf der Mikroebene, der institutionellen Rahmung auf der Mesoebene und dem Insistieren auf einen kritischen gesellschaftlichen Diskurs, im Rahmen des Großprojekts sozialer Gerechtigkeit auf der Makroebene.

---

<sup>64</sup> Oder Hilfe/Kontrolle.

<sup>65</sup> Gerade Karel Kosik, auf den sich Thiersch primär hinsichtlich seiner Aspekte kritischer „Alltagstheorie“ bezieht, erkennt im übermäßigen „Vor-Sorgen“, im Sinne von (externen) „Zielen, Befürchtungen, Erwartungen, Hoffnungen“, ein vor-greifendes Heften an nicht Vorhandenes, eine regelrechte „Fetischisierung der Zukunft“. Die Gefahr der Entfernung von der Gegenwart, das Überwinden (Bewältigen) von Leben durch Negation des „Jetzt“, durch das übergreifende, das nicht-authentische Zukünftige, vollzieht sich in einem „Leben im Nichts“ (Kosik 1967, S. 79).



### 3.2 Alltag, Lebenswelt, alltägliche Lebenswelt? – Ein Klärungsversuch

Menschen in der Wohnungslosigkeit, Schulkinder, Professor\*innen, Sozialarbeiter\*innen, Manger\*innen... einen Alltag haben alle; Alltagserfahrungen als „Jedermannserfahrungen“<sup>66</sup> (Thiersch 2006, S.17). *Thiersch* stellt ‚Alltag‘ als einen Modus des Lebens dar, welcher „immer schon vorhanden ist“, in dem die unmittelbare Erfahrung von (Lebens-)Welt immer schon unhinterfragt „gilt“ (Thiersch 2016, S. 33). Im Kern der *Lebensweltorientierung* stehe eine eigene Lesart der Begriffe ‚Alltag‘ und ‚Lebenswelt‘, welche sich ausdrücklich auf einem durchaus multidisziplinären Theorieboden aus verschiedenen Ansätzen begründe, diesen sogar „verbinden“ will (vgl. ebd., S. 32; Grunwald/Thiersch in Otto et. al. 2018, S. 908). So führt *Thiersch* an<sup>67</sup>, dass sein Theorieprojekt in der Tradition (1) *erziehungswissenschaftlicher Hermeneutik*, im Sinne von interpretativen Rekonstruktionen als Verstehens- und Verständnisprozesse zwischen Theorie und Praxis, steht; (2) die Analysen *George Herbert Meads* zur Beziehung zwischen „Ich und Welt“ (Mead 1973) mit den *interaktionistisch-phänomenologischen* Analysen *Schütz*‘ und *Luckmanns* zur alltäglichen sozialen ‚Lebenswelt‘ verbindet und (3) die Linie der *kritischen Alltagstheorien*, insbesondere jene nach *Kosik* (1967), verfolgt. Umfassend sei das Gesamte eingerahmt in die *gesellschaftsanalytischen* und *kommunikationstheoretischen* Ausarbeitungen zur zweiten (Spät-)Moderne, vordergründig nach *Jürgen Habermas* (1981) (vgl. ebd., S. 33). Diese Lesart wird von *Thiersch* primär in drei Zugängen ausgeführt:

(a) (*Interaktionistisch-*) *Phänomenologischer* Zugang: Das Subjekt, als Klient\*in in der eigenen ‚Lebenswelt‘, im Modus der Alltäglichkeit, erfahre diese Welt als die eigene; in einem unikatem, unmittelbaren Verständnis, einer ganzheitlichen Selbstverständlichkeit, welche ebenjenes umfasst, was nicht thematisiert oder begründet werden muss. Ebendieser vertraute Erfahrungsraum, der durch seine „überschaubare Zeit“, der bekannten Umgebung und seiner gefestigten sozialen Traditionen<sup>68</sup> „heimatlich“<sup>69</sup> erscheint, sei durchdrungen von einem „Alltagswissen“

---

<sup>66</sup> (...) und die Erfahrung jedes Menschen anderen Geschlechts.

<sup>67</sup> Bei *Thiersch* bleibt es lediglich beim Anführen. Ausführliche Darlegungen, Vorarbeiten und konkrete Bezüge zum angegebenen theoretischen Boden lassen sich nicht wirklich finden. Vielmehr muss man ebendiese selber heranziehen oder in dem „Sperrigen“ zwischen den Zeilen lesen (Thiersch 2015, S. 314). Davon ausnehmen könnte man höchstens den überschaubaren Bezug zu *Karel Kosiks* „Dialektik des Konkreten“ (1967) in „Die Erfahrung der Wirklichkeit“ (Thiersch 2006, S. 40ff.).

<sup>68</sup> *Thiersch* expliziert „Raum, Zeit und soziale Traditionen“ als die drei bestimmenden Dimensionen von ‚Alltag‘ (Vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 33). Wobei kritisch zu hinterfragen ist, ob diese Kategorien nicht Dimensionen von (menschlichen) Leben überhaupt sind?

<sup>69</sup> Den Begriff von „Heimat“ scheint sich *Thiersch* bei *Kosik* (1967, S. 75) zu entnehmen. Darüber hinaus verweist *Thiersch* in diesem Kontext darauf, dass „Heimat“ der Ort sei, an dem ich „[...] genommen werde, als der der ich bin, wo ich mich nicht rechtfertigen muss, dass ich bin wer ich bin“ (Thiersch 2006, S. 44).

(Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 33), welches in Abgrenzung zu wissenschaftlichen Wissen nicht auf innere Kohärenz oder einen Geltungsanspruch abzielt, sondern auf Pragmatik<sup>70</sup>, Routinierung und Entlastung in der Bewältigung von Aufgaben des alltäglichen Lebens<sup>71</sup> (vgl. Thiersch 2006, S. 44 f.). Bewältigung des ‚Alltags‘ meint in der *Lebensweltorientierung* ferner das Selbst- und Fremdverstehen in den sozial-gesellschaftlichen Gefügen, wie dem Freundeskreis, der Familie, den Kolleg\*innen, der Öffentlichkeit et cetera, durch das gegenseitige Beeinflussen, das Behaupten, das Ein-, Über-, Unter- und Nebenordnen; ‚Alltag‘ wird bei *Thiersch* als „Kampf“ verstanden, um Macht oder Ohnmacht, Status, Selbstbewusstsein und Stolz, schlussendlich um Identität und „Lebensort“ (vgl. Thiersch 2006, S.22 f.; Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 34). Die Menschen „arrangieren“ sich, so *Thiersch*, in den verschiedenen Lebensfeldern und handeln in ihren unterschiedlichen, gar widersprüchlichen Rollen durch mehrere ‚Lebenswelten‘<sup>72</sup>, wie der Schule, der Familie oder der Arbeit, hindurch. Bedingt seien sie, genauer noch ihre Wahrnehmung von Welt, dabei stets durch die materielle, sowie gesellschaftlich-funktional geprägte ‚Lebenslage‘<sup>73</sup>, in der sie sich befinden (Arm-Sein, Jung-Sein et cetera) (vgl. Thiersch 2006, S. 25 f.). Ferner lasse sich ‚Alltag/Lebenswelt‘ als das ‚Normale‘ verstehen, also quasi das Maß, wonach sich im pragmatischen Anspruch an Welt, mit einer Sicherheit des „es geht immer weiter“ und „ich kann immer wieder“, gerichtet wird (ebd., S. 24).

(b) Zugang kritischer Alltags- und Lebenswelttheorie: Der ‚Alltag‘ sei kein eindeutiger, glattläufiger Modus von Welt(-Erfahrung). Vielmehr sei er, trotz seiner subjektiv wahrgenommenen und selbstverständlichen Unhinterfragtheit, immer schon widerstreitig, konfliktreich und durch Spannungen aufgeladen. Das Gefühl von Sicherheit und Pragmatik sei stets nur auf Zeit, da sich der ‚Alltag‘ immer auf doppeltem Boden zwischen „Borniertheit“ und „Veränderung“ (bei *Thiersch* auch Transzendenz) befinde (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S.

---

<sup>70</sup> *Thiersch* nimmt mit seinem Begriff der Pragmatik Bezug auf die von *Kosik* pointierte „Nützlichkeit (Utility)“ der menschlich engagierten Praxis (*Kosik* 1967, 69 f.).

<sup>71</sup> *Thiersch* gibt als Beispiele für „alltägliche Aufgaben“ im Kontext von Erziehung das „Kleine, Unscheinbare“ wie „Aufräumen, Putzen, Kochen, Pflegen [...]“ an (*Thiersch* 2012, S. 49).

<sup>72</sup> Die Zweiteilung von ‚Lebenswelt‘ und ‚Lebenslage‘ scheint bei *Thiersch* verwirrend. Es wird nicht deutlich warum ‚Lebenswelt‘, welche an anderen Stellen synonym zu ‚Alltag‘ verwendet wird, dort als ein Charakteristikum von ‚Alltag‘ verhandelt wird. Eben auf solche diffusen Verwendungen von Wörtern verweist *Kraus* und versucht diese durch eine eigene definitorische Trennung von ‚Lebenslage‘ und ‚Lebenswelt‘ zu schärfen (dazu Abschnitt 3.4.1).

<sup>73</sup> *Kosik* verweist, in Anlehnung an einen existenz-philosophisch geprägten Sprachgebrauch, darauf, dass der Mensch nicht nur in die Welt seiner Verhältnisse (mit *Sartre* gedacht, in eine bestimmte „Situation“) hineingegeben, sondern regelrecht hinein „geworfen“ wird (*Kosik* 1967, S. 79). *Thiersch* betont ferner, auf *Habermas* bezogen, dass der Modus der Alltäglichkeit in den Systemstrukturmustern „nachgeordnet und eingelassen“ ist (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 34). Damit lässt er die scharfe (begriffliche) Trennung von ‚Lebenswelt‘ und System(-umwelt) an ihren Rändern verschwimmen.

34). Borniertheit meint in diesem Kontext so viel wie Übergewöhnung; eine Stagnation in den alltäglichen Routinen, welche zu einer Invisibilität des „Horizonts von Möglichkeiten“ führen könne (ebd.). Die Konsequenzen seien Verengung, Verzweiflung, Verschllossenheit, Motivationslosigkeit oder andere Formen des „Stillstands“ (vgl. ebd.). Im Konzept der *Lebensweltorientierung* wird ebendies als Komplementärbegriff mit der „Pseudokonkretheit“ des Alltags nach *Kosik* (1967) verbunden. Das alles vermeintlich klar ist, nicht hinterfragt werden müsse und „konkret“ sei, werde in den Momenten ent-täuscht beziehungsweise stehe vor einer „Destruktion“, wenn alltägliches Handeln und Deuten an Grenzen gelangen und das „Normale“ sozusagen vom Maß ausbricht, oder Widersprüchlichkeiten gegeneinanderstoßen<sup>74</sup> (vgl. Thiersch 2006, S. 40). Diesem Hintergrund entgegenstellend fügt *Thiersch* eine (kritisch-)normative<sup>75</sup> Dimension von Alltäglichkeit, einen Drang nach „mehr“, nach Verbesserung des Subjekts und dessen Verhältnissen hinzu. Er verweist pointierend auf den von *Ernst Bloch* (1985) verwendeten Begriff des „Hungers“<sup>76</sup>, welchen er auf den Wunsch nach „gelingenderen“ Verhältnisse im Alltag bezieht (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 34). *Thiersch* führt dies als notwendiges „Protestpotential“ in der Normalität des Alltags an, welches von der Sozialen Arbeit gefördert werden solle (vgl. Thiersch 2006, S. 40). Schließend ergibt sich also die Ambivalenz von gegebener Sicherheit und entwickelnder (Fort-)Bewegung in ihren Extremen.

(c) gesellschaftlich-historischer Zugang: ‚Alltag‘ schwebt nicht etwa im „luftleeren Raum“, sondern sei immer schon vergesellschaftet (Thiersch 2012, S. 44). Die Bewältigungsaufgaben, die Verhältnisse und Umstände des Alltags gehen aus der historischen Situation hervor (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 35). Machtverhältnisse, öffentliche Diskurse und Erzählungen haben einen unmittelbaren Einfluss auf die (sozial-)politische, rechtliche und ökonomische Stellung des Individuums in der Gesellschaft (vgl. ebd.). So ändere sich beispielsweise die ‚Lebenswelt‘<sup>77</sup>/der Alltag‘ durch die Entgrenzungs-, Arbeits- und Konsumverhältnisse der kapitalistisch-industriellen Wende (vgl. ebd.). Aufgaben verlagern sich aus

---

<sup>74</sup> Schon bei *Heidegger* wird das „Um-Zu“ Ding, das „Zu-Handene“, durch den Ausfall eines dazugehörigen „Zeugs“ nur noch zum „Vor-Handenen“ und verweist auf die zusammenhängende Weltlichkeit der Welt des Daseins (SeiZe 1927, §17). Konkretes Beispiel: Das Abfallen der Pinne vom Hammer verweist auf den Zusammenhang von Holzstock, Pinne und den Gebrauch dessen.

<sup>75</sup> Die normativen Konsequenzen (und Argumentationen) für die Ausrichtung Sozialer Arbeit wird im nächsten Abschnitt (3.3) behandelt.

<sup>76</sup> *Ernst Bloch* verweist zwar sinnbildlich darauf, dass „[...] das Jetzt und Hier des Menschen, ohne Tun, ihm nicht schmeckt“ (Bloch 1985, S. 103). Jedoch begründet er dies zuvor darin, dass uns all die Weltreligionen nie das „bare Existieren“, die „Romantik des Nichtstun“ gelehrt haben (vgl. ebd., S. 101).

<sup>77</sup> An dieser Stelle würde es eventuell Sinn ergeben beim *Habermaschen* ‚Lebensweltbegriff‘ zu bleiben, welcher in seiner zweiten Dimension die übersubjektive Gesellschaft meint.

dem Haus, der eigenen Wirtschaft, auf den öffentlichen Markt, Rollenverteilungen in der Familie verschieben sich, es wird vom Land in die Großstadt gezogen et cetera. Insbesondere im Rahmen der zweiten Moderne spricht *Thiersch* von der „Multioptionsgesellschaft“, welche das Subjekt vor neuen Unsicherheiten, Offenheiten und vermeintlichen Freiheiten stellt<sup>78</sup> (vgl. *Thiersch* 2012, S. 45). Der vergesellschaftete ‚Alltag‘ wird im Konzept der *Lebensweltorientierung* sinnbildlich als „Bühne“ festgehalten, auf der sich „Objektives“ (z.B. gesellschaftliche, historische, ökonomische Bedingungen) und „Subjektives“ (Das Wahrnehmen und Arrangieren in ebendiesen Verhältnissen) schneiden (vgl. *Grunwald/Thiersch* in *Grunwald/Thiersch* 2016, S. 35). Konkreter: Das subjektive, ‚lebensweltliche‘ Wahrnehmen von Phänomenen lasse sich in objektive, systemische Kontexte einordnen (und somit ‚klarer verstehen‘), beziehungsweise in Bezug zu den systemischen Imperativen setzen, welche die gegenwärtigen Verhältnisse des Individuums determinieren (vgl. *Thiersch* 2012, S. 47 f.). So grenzt *Thiersch* teilweise das Deuten und Handeln in der „alltäglichen Lebenswelt“ von anderen Wirklichkeiten, wie wissenschaftlichen oder künstlerischen Zugängen ab, weist aber begrenzt auf deren Interdependenzen hin (vgl. ebd., S. 49).

Erste kritische Notiz: Resümierend festzuhalten ist, dass ‚Lebenswelt‘ und ‚Alltag‘ zwar ausdrücklich von *Thiersch* Synonym verwendet werden (vgl. *Thiersch* 2012, S. 6; *Grunwald/Thiersch* in *Otto et. al.* 2018, S. 906), diese jedoch an einigen Stellen in ihren Zusammenhängen differieren. Wenn *Thiersch* beispielsweise ‚Lebenswelt‘ in Abgrenzung zu ‚Lebensalge‘ als Dimension von ‚Alltag‘ kennzeichnet oder von verschiedenen ‚Lebenswelten‘ als „Feldern“ und „Räumen“ (vgl. *Grunwald/Thiersch* in *Otto et. al.* 2018, S. 908 f.), wie der Schule, der Familie, der Arbeit et cetera spricht, dann stellt sich die Frage, ob es dann auch mehrere Alltäglichkeiten in verschiedenen ‚Alltags-/Lebenswelten‘ gibt? Wären einzelne Bereiche des ‚Alltags‘ nicht abzugrenzen von ‚Alltag/Lebenswelt‘ als übergeordnetem Gegenstand der Orientierung? Und welche Bereiche des Lebens sind ‚nicht-lebensweltliche‘ Bereiche? Fällt der berufliche Alltag, der ‚lebensweltliche‘ Ort Schule, die alltägliche „Pragmatik“ im privaten Zuhause zusammen in ein übergeordnetes Ganzes? Treffen diese Aspekte nicht vielmehr auf Leben überhaupt zu (insbesondere die charakteristischen Dimensionen „Raum, Zeit und Soziales“) und verweisen womöglich vielmehr auf einen tautologischen Jargon der „Ganzheitlichkeit“<sup>79</sup>, würden also rekursiv auf sich selbst verweisen? Ferner scheint die konsequente Grenze ‚lebensweltlicher‘ Verhältnisse zu Funktions- und Handlungssystemen, wie sie *Habermas* konstatiert hat, durch den gesellschaftlichen Aspekt von ‚Alltag‘ nach *Thiersch*

---

<sup>78</sup> Dazu im vorherigen Abschnitt 3.1.

<sup>79</sup> Dieser wird von *Kleve* aufgegriffen und im Abschnitt 3.4.2 dargestellt.

verflüssigt. Sie werden vielmehr in die Systemfunktionen und gesellschaftlichen Bedingungen eingeordnet statt von diesen, zumindest definitorisch, getrennt zu werden. Welche Aspekte des *Habermaschen* ‚Lebensweltbegriffs‘, der deutlicherweise vom Systembegriff unterschieden wird, werden an dieser Stelle übernommen und welche womöglich zurückgelassen beziehungsweise abgeschnitten? Wann sich an der normalen ‚Lebenswelt‘ mit ihren alltäglichen Problemen und Aufgaben orientiert wird und wann sich beispielsweise an Anforderungen und Zwängen der ‚objektiven‘ Rollen in den verschiedenen Systemen, wie dem ‚Schüler\*in-Sein‘ in der Schule oder dem ‚Klient\*in-Sein‘ im Rechtssystem orientiert wird, lässt sich zumindest mit der unzureichenden Schärfe der Termini nicht differenziert unterlegen und verweist damit auf die häufig diskutierte<sup>80</sup> „fehlenden“ Präzision. Mit diesen ersten kritischen Gedanken kann noch kein Geltungsanspruch erhoben werden; sie dienen lediglich der Transparenz im Verlauf dieser Arbeit. Um die angemarkten ‚Notizen‘ zu verfolgen, muss es weiterführend darum gehen, herauszuarbeiten, inwiefern *Thiersch* zu seinen Begriffen, die er sich aus anderen Theorien verschiedener Disziplinen entnommen und damit aus ihren inhärent geschlossenen Systemen heraus gezogen hat, zu seiner sogenannten „eigenen Lesart“ gelangt. Darüber hinaus wird dies zu der Untersuchung führen, welchen Charakter von wissenschaftlicher Theorie (oder Konzept, Programm et cetera) die *Lebensweltorientierung* darstellt<sup>81</sup>. Ferner wird sich demnach damit beschäftigt, welchen Weg *Thiersch* einschlägt oder vielleicht, hinsichtlich der gesetzten Ziele, einschlagen muss(te), um die benannten Begriffe systemintern normativ zu beladen und vermeintlich brauchbar zu machen.

### 3.3 Normative Aufladung von Alltag/Lebenswelt

Die ‚Lebenswelt‘, den ‚Alltag‘, das vermeintlich ‚Normale‘ im Leben der Klient\*innen als einen Orientierungspunkt zu konstatieren, umfasst zum einen den Ideal-verfolgenden Blick nach vorne, in Form angestrebter Zielrichtungen und Wandlungen sowie zum anderen den Boden auf dem diese gründen sollen; pointiert: die Legitimations- und Argumentationsgrundlage des Konzepts, welche hinsichtlich kritischer Betrachtungen des Gegenwärtigen und einer systematisch hergeleiteten Schlussfolgerung zu einer Dar- und Belegung des Sinns einer normativen Aufladung vom Gegenstand des Theorieprojekts hinleiten müssten: Der Normativität des ‚Normalen‘, des Alltäglichen. Im Sinne des Wortstammes ‚norma‘ verweist die Beleuchtung der normativen Dimension auf die Frage, wonach sich gerichtet werden soll; also, was das Maß der

---

<sup>80</sup> Vgl. u. a. Fuchs/Halfar 2000, S.56.

<sup>81</sup> Dazu Gedanken im abschließenden Fazit.

Dinge ist (vgl. Waldenfels 2015, S. 295). *Waldenfels* bezeichnet Normativität auch als die „harte Währung“ der Norm, welcher die Aufforderung des „Sollens“ zu Grunde liegt (ebd. S. 297). Wie kommt *Thiersch* also von einer deskriptiv-analytischen Beschreibung<sup>82</sup> von ‚Alltag/Lebenswelt‘ zu einer Aufforderung des Orientierens an ebendiesen, mit einem Charakter des normativen „Sollens“? Handlungsweisende Normen für die Praxis finden ihre Geltung vorerst in der theoretischen Aus- und Aufarbeitung ebendieser, welche zu einer „ideologischen Grundlage“ Sozialer Arbeit führen müssen (Krieger 2018, S. 19). Um den Normativitätsbegriff zu schärfen, benötigt es daher notwendigerweise eine Auseinandersetzung mit (wissenschaftstheoretischen) ‚Normen‘ an sich. Für die folgende Untersuchung sollen die (eher weitgefassten) vier Kategorien des Normenbegriffs nach *Annemarie Pieper* herangezogen und skizziert werden, um anschließend als Analysecharakteristika für die Betrachtung normativer Implikationen in der Argumentation der *Lebensweltorientierung* zu dienen. *Wolfgang Krieger* hat sich ebenfalls in seiner just mit *Björn Kraus* veröffentlichten Publikation „Normativität und Wissenschaftlichkeit in der Wissenschaft Sozialer Arbeit“ (2018) mit den Ausarbeitungen *Piepers* auseinandergesetzt und diese im Kontext von Theorien in der Sozialen Arbeit weitergedacht; diese Gedanken werden in der folgenden Skizze berücksichtigt:

(1) „Norm des Normalen (‚Durchschnittlichen‘)“: Das ‚Normale‘ bezieht sich auf ein bestimmtes ‚Maß‘ sowie den Vergleich von Dingen und Gegenständen (vgl. *Pieper* 1973, 1009 f.). Konkreter verweist das Prädikat ‚normal‘ auf das, was die jeweilige Erwartung erfüllt; es gründet auf empirischen Daten und soll generalisiert werden (vgl. ebd.). In der Sozialen Arbeit taucht dies insbesondere in Form von positivierten Wissensbeständen und quantitativ erhobenen Daten (insbesondere aus entwicklungspsychologischen Bezügen) auf, etwa „die normale Entwicklung des Kindes“ oder das „Normalverhalten des Jugendlichen“ o. ä.. Es handelt sich um eine „statistisch-statistische“ Normalität, welche auf dem Festlegen von Mittelwerten insistiert (Krieger 2018, S. 25). Daran anknüpfend agiert Soziale Arbeit so zu sagen ‚erwartungsvoll‘ und unterliegt gleichzeitig Erwartungen. Soziale Normen wie beispielsweise das Integrieren in den Arbeitsmarkt oder das Unterlassen von (gegenwärtigen) Straftaten bedingen die Ideale und Erwartungen, welche die Sozialarbeiter\*innen an ihre Klient\*innen haben (sollen) (vgl. ebd.). Zentral wird bei dieser Betrachtung die Diskussion um Soziale Arbeit als ‚Normalisierungsarbeit‘, welche sich einen eigenen Normalitätsbegriff konstruiert. *Krieger* verweist auf die Gefahr, dass der Auftrag einer praktischen Sozialen Arbeit und der theoretische Gegenstand einer Wissenschaft Sozialer Arbeit zu verwischen drohen, wenn keine klaren „Normalitätsmaßstäbe“

---

<sup>82</sup> Beziehungweise die Beschreibungen von anderen Theoretikern wie *Kosik*, *Habermas*, *Husserl* et cetera.

sowie Abgrenzungen von Normal/Nicht-Normal (gelingender ‚Alltag‘/scheiternder ‚Alltag‘ o. ä.), sowohl quantitativ als auch qualitativ konkretisiert werden (können) (ebd., S. 26). (2) „Norm der technisch-pragmatischen Grund- und Verhaltensmuster“: Bei der technisch-pragmatischen Dimension handelt es sich um vermeintlich Nützlichendes, quasi Simplifizierendes, wie Din-Maße und anderen ‚Einheiten‘. Es geht also nicht (nur) um das, was sich aus einer durchschnittlichen Menge als das ‚Normale‘ schließen lässt, sondern um die konkrete Setzung von Mustern und Schablonen (vgl. ebd.). Darüber hinaus bezieht es sich zudem auf soziale Verhaltensmuster, genauer noch auf erwartetes Verhalten (und knüpft damit gewissermaßen an die Norm (1) an, wie Debattierregeln, Spielregeln oder ‚korrektes‘ Verhalten im Straßenverkehr et cetera; anders ausgedrückt: (gesellschaftlich) Genormtes. Für die Soziale Arbeit scheint diese ‚Zweck-Mittel‘ Normativität insbesondere in der Methodik und der (ökonomisierten) Qualitätssicherung relevant zu sein, etwa Verfahrensnormen und die Gestaltung von Rahmenbedingungen. Als Beispiele lassen sich die Verteilung von Ressourcen in Einrichtungen oder die Vorgehensschritte bei einer Intervention benennen (vgl. ebd., S. 27). (3) „Norm des notwendigen Gesetzes“: Notwendige Norm verweist bereits darauf, dass es sich um etwas Vorausgesetztes handelt. Das offensichtlichste Beispiel scheint die allgemeine Logik an sich zu sein, welche das Denken, mitsamt der Sprache (Begriffe) et cetera, auf ihre Folgenrichtigkeit, Widerspruchsfreiheit und Geltung überprüft (vgl. Pieper 1973, 1011). So besagt beispielsweise die Schlussform des ‚Modus tollens‘, dass aus den Voraussetzungen „wenn A - dann B“ und „Nicht B“ auf „Nicht A“ geschlossen werden kann. Die hier gesetzte Norm erscheint als rational „nachvollziehbar wahr“ oder „vernünftig“. Ein anderes Beispiel sind etwa die empirisch beobachteten Naturgesetze in den Naturwissenschaften, welche als Regeln für Vorhersagen fungieren. In den Geistes- und Sozialwissenschaften bezieht sich diese Notwendigkeit primär auf erwünschte Effekte oder auch ‚Wenn-Dann‘ Bestimmungen, wie soziale Normen, Rechtsnormen oder religiöse Normen. An dieser Stelle wird aus einer deskriptiven Betrachtung eine normativ imperativische Setzung, wie zum Beispiel: Jeder Mensch braucht dies und jenes, um zu leben, also müssen wir das Existenzminimum so oder so festlegen. In Bezug auf die Soziale Arbeit lassen sich diese Normen insbesondere in Form von spezifischen Zielsetzungen auf der Grundlage von moralischen Prinzipien oder ‚Großprojekten‘ ableiten. So fungieren unter anderem die Menschenrechte, Gerechtigkeit oder auch der ‚gelingendere Alltag‘ als Legitimationsgrundlagen und umfassen eine Sollensforderung an die Praxis (aber auch die Theorie) der Sozialen Arbeit. Bei einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit besteht allerdings die Gefahr, dass die eigentlich ‚superempirischen‘ wissenschaftlichen Normen, wie Klarheit, Zirkelfreiheit, Prüfbar-

keit, Falsifizierbarkeit et cetera, mit den moralisch-geltungsbeanspruchenden Normen kollidieren (ebd., S. 28). (4) „Norm des freien Gesetzes“: Der Begriff der Freiheit verweist an dieser Stelle nicht zwangsläufig auf Willkür, sondern vielmehr auf begründete Entscheidungen und Urteile, wie in der Ästhetik oder der Ethik<sup>83</sup> (vgl. Pieper 1973, S. 1012). Etwas als ‚schön‘, ‚sittlich‘ oder auch ‚ethisch korrekt‘ zu bewerten wird qua reflexiver und diskursiver Auseinandersetzung hervorgebracht und mündet in Haltungen, Prinzipien, moralischen Urteilen et cetera. Hervorgebrachte Entscheidungen können auf eine (vermeintlich) letztbegründete Moral hinauslaufen, auf der weitere Systeme der Pragmatik oder Nützlichkeit aufbauen. So unter anderem das Wissenschaftssystem, welches den Wert der Wahrheit als epistemische Norm voraussetzt. Hinein spielen an dieser Stelle selbstredend auch nutzenbringende Gründe. Was jedoch Nutzen bringt oder als wertvoll und pragmatisch angesehen wird, läuft auf eine moralische Auseinandersetzung hinaus (vgl. Krieger, S. 28). Für die Soziale Arbeit sind insbesondere die Selbstbestimmung, Positionierung sowie die berufsethischen Legitimationsgrundlagen durch ethische/moralische Werturteile zu begründen. Die Praktiker\*innen agieren zwar im engeren Sinne im Rahmen des reglementierten (Sozial-)Gesetzes und müssen sich demnach auch stark nach den zuvor benannten Norm-Typen richten, haben in den tatsächlichen Momenten jedoch ethische Entscheidungen zu treffen. Beispielsweise hat ein\*e Sozialarbeiter\*in rechtlich gesehen einzugreifen, wenn sie mitbekommt, dass minderjährige Jugendlichen auf dem Gelände der Einrichtung illegalerweise rauchen. Wie die Person schlussendlich mit dieser Situation umgeht, also ob sie beispielsweise das Gespräch sucht, einen Platzverweis erteilt oder ‚weschaut‘, liegt an ihrer Einschätzung und Entscheidung. Ferner hat die Soziale Arbeit, zumal man von dem vieldiskutierten ‚politischen Mandat‘ ausgeht, eine Einwirkungsmacht auf die Gestaltung von Sozialgesetzen und Rahmenbedingungen. Sie muss sich also auf verschiedenen Ebenen positionieren (vgl. ebd., S. 29).

Ich halte fest: *Pieper* formuliert einen vielfältigen Begriff von Norm(en) und konstatiert verschiedene Verwendungstypen: (a) Das gezielte Benennen und Erheben von einem „Durchschnittstypus“ (der Form ‚x‘ ist normal, genau dann wenn ‚y‘); (b) technisch-pragmatische Grund- und Verhaltensmuster (Genormtes); (c) Notwendigkeiten (evident ‚wahres‘) und (d) ‚freie‘ Gesetze (Bewertend: ‚sittliches‘, ‚richtiges‘, ‚schönes‘). Im Folgenden sollen die normativen Dimensionen des Konzepts der *lebensweltorientierten Sozialen Arbeit* nach *Thiersch* in dreigeteilter Weise untersucht werden. Zu Ende des Abschnitts 3.1 wurden diese Ebenen bereits von mir herausgearbeitet und angeschnitten: (1) auf individueller Ebene (Wertigkeit/Sinn von

---

<sup>83</sup> Wobei es verschiedene Versuche gab/gibt Moral apriorisch zu bestimmen. So in etwa *Kant* mit seiner *deontologischen* Moralphilosophie in der „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788).



‚Alltag‘ für das Subjekt); (2) auf institutioneller/methodischer Ebene (die ‚notwendige‘ Umgestaltung Sozialer Arbeit als Institution in der verunsichernden Spätmoderne); und auf (3) gesellschaftlicher Ebene (Verwirklichung des ‚Großprojekts sozialer Gerechtigkeit‘):

Ad (1): Auf individueller Ebene bezieht sich die normative Aufladung von ‚Alltag‘ insbesondere auf die wesentliche Einsicht des natürlichen Sinns eines alltäglichen Modus von Sein. Ebendiese bedinge das Gefühl von „Heimat“ und einer normalen „Fraglosigkeit“ von der aus alle anderen Modi der Welterfahrung ausgehen und auch wieder zusammenlaufen, quasi die Identität festigen (Thiersch 2006, S. 44). Wie zuvor (3.2) beschrieben, gründen diese Beschreibungs- und Bewertungskategorien in einer (vermeintlich) *phänomenologisch* angelehnten Prämisse. Es handelt sich um eine Synthese von „Wert und Wirklichkeit“, welche auf eine Ganzheitlichkeit verweisen soll (Krieger 2018, S. 64); um *Thiersch* zu zitieren: „Die unmittelbar erfahrene Wirklichkeit, die bedeutsam ist und gilt, weil sie erfahren wird“ (Thiersch 2016, S. 33). In Abgrenzung zu „abstrahierenden, verkürzenden Problem- und Verständnismustern [...] moderner Lebens- und Wissenskultur“, habe die eigensinnige Alltäglichkeit einen charakteristischen Modus des Verstehens- und Handelns, welcher konkreter sei (Thiersch 2012, S. 51). ‚Lebenswelt‘ wird verstanden als „ein strukturiertes Gefüge ganzheitlicher, räumlicher, zeitlicher und sozialer Bezüge“ (Rauschenbach/Ortmann/Karsten 1993, S. 13), impliziert also damit, dass alles Nicht-Alltägliche (was auch immer das sein mag) eben nicht ganzheitlich sein kann. Es wird ein „Raum“ beredt, in dem „Leben pragmatisch bewältigt wird“ (Thiersch 2012, S. 52). Die Normativität, welche sich für *Thiersch* auf individueller Ebene zu ergeben scheint, ist insbesondere in dem an *Kosik* angelehnten *dialektischen* Verständnis von ‚Alltag‘ inbegriffen. Deutlich wird dies daran, dass immer wieder auf den „natürlichen Hunger“ und das „Protestpotential“ zwischen den Extremen der Borniertheit und der Transzendenz verwiesen wird, welche zu „gelingenderen Verhältnissen“ führen sollen<sup>84</sup> (vgl. Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 34). An dieser Stelle lese ich bei *Thiersch* eine Setzung der Norm des Notwendigen (im Weiteren als N3), welche sich daraus ergibt, dass ‚Alltag‘ vorerst sowieso „Jedermanns-Erfahrung“ sei und nahezu auf natürliche Weise mit sich bringe, dass diese „Fraglosigkeit“ und der „Eigensinn“, also quasi das ‚Normale‘ im ‚Alltag‘, immer wieder dialektisch hergestellt und somit weiterhin angestrebt wird. Wobei zu hinterfragen ist, was ebendieses ‚Normale‘, oder das ‚Gelingendere‘ sei, was jedermann anstrebt (oder eben nicht). Ferner ist kritisch zu betrachten, ob dies empirisch zu erfassen sei, also einen zu entdeckenden ‚Mittel-

---

<sup>84</sup> Dazu Abschnitt 3.2.

wert-von‘ impliziert oder doch einzig und allein subjektiver Wahrnehmung zugänglich und darüber hinaus strikt individuell einsichtig bleibt<sup>85</sup>. ‚Lebenswelt/Alltag‘ als das ‚Normale‘ und ‚Erstrebenswerte‘ wird also als unhintergehbare und unumgängliche Idealkonstruktion angeboten und als Leitbild Sozialer Arbeit überhaupt konstatiert, welches als etwas absolut ‚So-Seiendes‘ oder ‚objektiv Faktisches‘ gegeben sei – existent und doch verborgen (vgl. Neumann/Sandermann 2008, S. 22). *Krieger* benennt dies auch als eine „Verabsolutierung der Gegenstandsbestimmung“ (*Krieger* 2018, S. 55), welche dazu führe, dass der Wahrheitsgehalt sowie der normative Gehalt nicht aus begründeter Empirie oder Nachprüfbarkeit, sondern aus einer positiv-vorausgesetzten Tautologie hervorgehe. ‚Lebenswelt/Alltag‘ sei das „Allgemeine“, das Nicht-Abstrakte, Ganzheitliche, was einfach vorhanden ist, woraus *Thiersch* schließt, dass Soziale Arbeit ihre Klient\*innen notwendigerweise eben dort „abholen“ und sehen sollte (*Thiersch* 2016, S. 33). Es wird also ein „phänomenologisch wesentlicher Kern Sozialer Arbeit“ (und von Leben überhaupt) als eine Art „ontologische Prämisse“ (Neumann/Sandermann 2008, S. 21) gesetzt, ohne diese aufzuarbeiten oder gar einsichtig zumachen; vielmehr wird „wirkliche Soziale Arbeit“ qua ihres ‚eigentlichen‘ Gegenstandes als notwendigerweise *lebensweltorientiert* bestimmt (vgl. u. a. *Böhnisch/Schröer/Thiersch* 2005, S. 103). Entgegengesetzt stellt dies jegliche *nicht-lebensweltorientierte* Soziale Arbeit als unzulänglich, eben nicht ‚ganzheitlich‘ dar. Was sich hier ergibt ist eine Verbindung zwischen N3 und N4 (Norm des freien Gesetzes), also eine gleichzeitige Antwort auf die Frage des ‚So-Seins‘ und des ‚So-Sein-Sollens‘ (einer moralischen Letztbegründung), welche sozusagen zirkelschlüssig in einer vermeintlich ‚ontologischen Plausibilität‘ aufgeht. Wie dies in dem Theorieprojekt *Thierschs* konkreter auf die Positionsbestimmung und die Gestaltung Sozialer Arbeit Einfluss nehmen ‚soll‘, werde ich in Ad (2) aufzeigen.

Ad (2): Wie zuvor dargestellt erscheint der ‚Lebensweltbegriff‘ in der *Lebensweltorientierung* als ein „Maß seiner Selbst“ (*Krieger* 2018, S. 55). Darauf blickend, dass *Thiersch* mit seinem Projekt den doppelten Anspruch erhebt eine (wissenschaftlich) deskriptiv-analytische sowie eine praktisch-orientierbare Funktion zu erfüllen, stellt sich die Frage, ob dieser zuvor skizzierte Gleichschritt vom ‚So-Sein‘ zum ‚So-Sein-Sollen‘ widerspruchsfrei verläuft. Dafür soll sich angesehen werden, welche normativen Implikationen für die daraus resultierenden Umgestaltungen Sozialer Arbeit ausformuliert werden. *Thiersch* deutet (unter anderem) aus der von *Kosik* dargelegten Analyse des vermeintlich natürlichen Charakters von ‚Alltag‘ und den voranschreitenden dialektischen Destruktionen der pseudokonkreten Anteile von ebendiesem, eine

---

<sup>85</sup> Wie beispielsweise in der Epoché, der *phänomenologischen Reduktion* in der *Husserl'schen Phänomenologie*.

Gestaltungsaufgabe sozialpädagogischen Handelns; er geht also von einer ‚Seins-Bestimmung‘ hin zu einer normativen Beantwortung einer ‚Soll-Frage‘ der sozialen Praxis (vgl. Neumann/Sandermann 2008, S. 23). Wie in den vorherigen Abschnitten dargestellt, ist das Orientieren der Sozialen Arbeit an der ‚Lebenswelt‘ ihrer Klient\*innen, so wie es das Theorieprojekt *Thierschs* beinhaltet, nicht nur eine Praxis ‚an‘ den ‚lebensweltlichen‘ Verhältnissen, sondern insistiert vielmehr auf ein ‚In-Sein‘<sup>86</sup>. *Thiersch* betont dahingehend die Grundmomente (*lebensweltorientierter*) Sozialer Arbeit: „Dabei sein“ und „Transzendieren“ (i. S. von „Verhandeln“) (Thiersch 2016, S.38). Es wird argumentiert, dass die „Kultur des Helfens“ in der Moderne, in ihrer verkörperten Form der Sozialen Arbeit (in ihrer Sozialstaatlichkeit), an die Stelle von tradierten, „privaten“ Hilfesystemen wie „[...] der Familie, des Arbeitsverbands, der Kommune, der Kirche [...]“ tritt, da diese in der spätkapitalistischen Risikogesellschaft<sup>87</sup> überfordert werden und dem systemischen, sozialen sowie politischen Druck nicht mehr standhalten können (Thiersch 1995, S. 32, 202). Noch drastischer wird formuliert, dass sich das Konzept der *Lebensweltorientierung* zu einer Neu-Platzierung der Theorie- und Praxisentwicklung innerhalb der Sozialen Arbeit „genötigt“ fühle (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2011, S. 860). Darüber hinaus findet *Thiersch* an einigen Stellen Legitimationen für seine Argumentation in den Gesellschaftsanalysen von *Jürgen Habermas* und seinem Theorem der „Kolonialisierung der Lebenswelt“<sup>88</sup> (vgl. u. a. Thiersch 2016, S. 34). Im Rahmen dessen, gehe die Soziale Arbeit über ihren distanzierten Dienstleistungscharakter hinaus und müsse sich nun auch als Hilfe in den „normalen Schwierigkeiten“ des brüchig gewordenen ‚Alltags‘ verorten, (quasi dort wo es der ‚Lebenswelt‘ droht „kolonialisiert“ zu werden), da diese immer schwieriger zu bewältigen seien in den systemübergreifenden und verfremdenden Bedingungen (vgl. ebd.)<sup>89</sup>. *Thiersch* pointiert ferner:

„Wenn aber im heutigen Alltag das Selbstverständliche nicht selbstverständlich ist, muß es immer auch ausgehandelt werden. Alltagshandeln heute ist auch Notwendigkeit und Anstrengung der Vermittlung, ist auch Inszenierung von Alltäglichkeit, ist auch reflektiertes Alltagshandeln“ (Thiersch 2012, S. 45).

<sup>86</sup> Vgl. Struktur- und Handlungsmaxime in Abschnitt 3.2. Insbesondere „Dezentralisierung/Regionalisierung“.

<sup>87</sup> Dazu konkreter in Abschnitt 2.3 und 3.2.

<sup>88</sup> An dieser Stelle sei eine erste kritische Vermutung angemerkt, welche an späterer Stelle vertieft wird: *Thiersch* scheint eine bezugswissenschaftlich angebundene Gesellschaftsanalyse, beziehungsweise ein Theorem mitsamt Charakteristika aus dem System der Soziologie, konkreter aus der „Theorie des kommunikativen Handelns“ von *Habermas* (1981) zu entlehnen, positiviert inbegriffenes Wissen im Rahmen seiner (sozial-)pädagogischen Ausarbeitungen und schließt daraus ferner Aufgaben für die Soziale Arbeit. An späterer Stelle soll akzentuell geprüft werden, welche (relevante) Komplexität und Diskursivität bei der Übertragung aus dem soziologischen System in das erziehungswissenschaftliche System abgeschnitten werden (mussten) (vgl. Krönig 2018 in Binder, S. 38); um mit *Luhmann* zu sprechen: welche „unmarked spaces“ (Luhmann 1992a) gesetzt werden (mussten).

<sup>89</sup> Dazu ausführlicher Abschnitt 3.1 insbesondere Handlungsmaxime.

Im Rahmen dieser Entwicklungen wird angenommen, die Spätmoderne hätte mit sich gebracht, dass die alltäglichen Bewältigungsstrategien der Individuen in den systemischen Umbrüchen mitsamt Eingriffen abstrakt, partikular und unzulänglich geworden seien. *Thiersch* schließt daraus, technisch-pragmatisch (N2), dass es die notwendige (N3) und vor allem moralisch richtige<sup>90</sup> (N4) Aufgabe moderner Sozialer Arbeit sein müsse, einen Prozess zur Exploration neuer Bewältigungsstrategien, bis hin zur Stabilisierung der ‚Normalität‘ im Leben der Klient\*innen mit zu gestalten (vgl. *Thiersch* 2002, S. 121). Die *Lebensweltorientierung* beinhaltet also nicht allein einer Richtungsweisung für die Praktiker\*innen Sozialer Arbeit, sondern setzt zudem eine Des-Orientierung der Klient\*innen voraus und stellt sich viel mehr selbst als notwendige Orientierungsinstanz dar, welche in selbst zugeschriebener Abgrenzung zu anderen ‚Orientierungsinstanzen‘ (Bildungswesen, Justiz, Gesundheitswesen et cetera) eben dadurch ausgezeichnet sei, dass sie durch „strukturierte Offenheit, Ganzheitlichkeit und Allzuständigkeit“ den verengten ‚lebensweltlichen‘ Situationen gerecht werden würde (*Cleppin* 2018, S. 76). Anders ausgedrückt: Aus der Beschreibung eines Modernisierungsprozesses und den Effekten von diesem, welche aus einem primär soziologischen Bezugssystem entnommen und positiviert werden, ergibt sich für *Thiersch*, dass ‚Orientierung‘ (im doppelten Sinne von ‚bieten‘ und ‚vollziehen‘) quasi zur logischen Aufgabe Sozialer Arbeit wird; *Lebensweltorientierung* wirkt daher selbst-affirmativ. Diese von *Thiersch* vorausgesetzten Modernisierungseffekte (Erklärungen des ‚Ist-Zustands‘), wie beispielsweise die individualisierte Lebensentwürfe und neoliberale Ungleichheiten, sind in der Theorie zumal vorerst abstrakt und müssten dementsprechend in der Praxis, in der viel betonten konkreten und eigensinnigen Situation beobachtet werden, also ferner als reflexives Moment dienen. Die maßgebliche (‚moralisch richtige‘) Vorgehensweise, welche *Thiersch* schließend für die Praktiker\*innen *lebensweltorientierter* Sozialer Arbeit setzt, ist eine „moralische Kasuistik“ (*Thiersch* 1995, S. 21), also eine vom Einzelfall ausgehende Moral, welche entgegen den „abstrahierenden“, „überformenden“ oder gar „stigmatisierenden“ Konzepten, eher den konkreten „eigensinnigen“ ‚Lebenswelten‘ der Klient\*innen dadurch gerecht werde, dass sie mehr auf ein „kommunikatives Aushandeln“ anstelle von „formellen Handlungsmustern“ setze (ebd., S. 21, 23 f.). Wie *Krieger* (2018, S. 55) und *Cleppin* (2018, S. 73) unabhängig voneinander feststellen, scheint die vorangestellte ‚Offenheit‘ und ‚Allzuständigkeit‘ aber sozusagen auf einer Vertrauensbasis von den Professionellen in der Praxis zu den vermeintlichen ‚Analysen‘ in der *Lebensweltorientierung* beziehungsweise konkreter zur natürlichen Hinwendung zum Alltäglichen zu funktionieren, da diese keine präzisen

---

<sup>90</sup> Im Sinne von: „Wir dürfen die Menschen nicht damit allein lassen“.

Analyse- oder gar Handlungskategorien anbietet (davon will sich *Thiersch* ja eben frei sprechen). Die voranstehenden „Grundannahmen bzw. -Einsichten“ seien „nicht vollständig ausweisbar“ (Cleppin 2018, 78 f.). *Thiersch* argumentiert, dass vielmehr die „sozialtechnologischen Begründungszwänge“ zu einer Orientierungslosigkeit und fehlendem Selbstbewusstsein Sozialer Arbeit führe (vgl. Thiersch 2016, S. 50). Was von *Thiersch* dahingehend begründet wird, dass sich die *lebensweltorientierte* Soziale Arbeit auf die Öffnung der sozialpädagogischen ‚Alltäglichkeit‘ und der Angebote für die Klient\*Innen beziehe, hat einen Charakter von ‚nachträglicher Bewährungs- und Begründungspflicht‘, welche auf dem Boden vorher feststehender (sozialpolitischer) Aufträge stehen (vgl. ebd.). *Cleppin* pointiert, dass es sich bei (professioneller) *lebensweltorientierter* Sozialer Arbeit<sup>91</sup>, qua Spannungsfeld von Theorie und Praxis, immer (nur) um eine Art ‚Orientierungsversuch‘ handeln kann (ebd., S. 79 f.).

Ad (3): Wie zuvor dargestellt, versteht *Thiersch* die *Lebensweltorientierung* als (notwendige) ‚Antwort auf die Herausforderungen der Moderne‘ (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2011, S. 860). Über die individuelle Wertigkeit beziehungsweise Sichtveränderung auf die Klient\*innen und die institutionelle/methodische Umgestaltung der Praxis hinausgehend, beziehe sich diese Antwort zudem auf das ‚Großprojekt sozialer Gerechtigkeit‘, welches durch die Entwicklungsprozesse *lebensweltorientierter* Sozialer Arbeit realisiert werden soll (Thiersch 2016, S. 30). Dazu formuliert *Thiersch*:

„Moralisch inspirierte Kasuistik meint in ihrer allgemeinen [Lebenswelt-]Orientierung die Arbeit an der Konkretisierung sozialer Gerechtigkeit und – im Konkreten – die Orientierung am allgemeinen Horizont der sozialen Gerechtigkeit“ (Thiersch 2016, S. 31).

Zur normativen Aufladung beziehungsweise argumentativen Begründung dieser Selbstzuschreibung, greift *Thiersch* jedoch primär auf die Setzung von Feindbildern zurück, also der Benennung von dem was eben nicht soziale Gerechtigkeit sei: Neoliberalismus und Kapitalismus, welche durch ihre technologische Rationalität bestimmte ‚Produktions-, Konsum- und Lebensformen‘ hervorbringen und ferner soziale Ungleichheiten sowie Verteilungen produzieren (Thiersch 2016, S. 30). ‚Alltag/Lebenswelt‘ werden als Opfer dieser Entwicklungen konstatiert und als notwendigerweise zu stärkende, protestative Gegenwehr verstanden (vgl. ebd., S. 32). Aus den zuvor dargelegten Argumentationsketten in Verbindung mit diesen Gegenpositionierungen geht für *Thiersch* hervor, dass *lebensweltorientierte* Soziale Arbeit eben jener Motor (auf der richtigen Seite) für die Gestaltung und Hervorbringung dieses Protestpotentials

---

<sup>91</sup> *Thiersch* unterstreicht: „Professionalität ist nur als reflexive möglich“ (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2018, S. 939).

ihrer Klient\*innen sei; quasi der/die Bewegter\*in (movens) der Verhältnisse und den darin schlummernden Kompetenzen, um schlussendlich Gesellschaft und Moderne mitzugestalten (vgl. ebd.). So ergibt sich die folgende Verknüpfung: (N4) ‚Richtige‘ Soziale Arbeit müsse sich (N3) ‚notwendigerweise‘ der (gelingenderen) Alltäglichkeit, dem ‚Normalen‘ als Idealkonstruktion zuwenden, denn diese habe einen natürlichen Wert (Synthese: Wert und erfahrene Wirklichkeit). Alltäglichkeit werde in der Spät-Moderne bedroht, gar ‚kolonialisiert‘ durch die Modernisierungseffekte, könne sich also nicht mehr aus sich selbst heraus ‚bewältigen‘, brauche dementsprechend Unterstützung. Alltäglichkeit spiegele die gesellschaftlichen Entwicklungen, wie die soziale Ungerechtigkeit und Ungleichheit wider, sei von diesen bedroht, habe aber gleichzeitig das nötige Protestpotential, um gegen diese zu wirken. Soziale Arbeit, zumal sie sich aus ihren (N2 und N3) ‚überformten‘ und ‚technologisierten‘ Fesseln löse, könne diese Unterstützung durch Ganzheitlichkeit und strukturierte Offenheit bieten, somit also ‚soziale Gerechtigkeit‘ in Bewegung bringen. Nicht-*lebensweltorientierte* Arbeit hingegen sei also regelrecht verkürzt und befördere eher die Entwertung des ‚Alltags‘. Die zuvor benannte „ontologische Prämisse“ von ‚Alltag‘ als Ort der „Eigensinnigkeit“ wird zirkelschlüssig als Antwort auf die Frage nach sozialer Gerechtigkeit angewandt und Soziale Arbeit, beziehungsweise die Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse, als notwendige Konklusion konstatiert (vgl. u. a. Krieger 2018, S. 58 in Bezug auf Neumann/Sandermann 2008, S. 22).

### 3.4 Gegenwärtige Kritik

Bevor sich der *Lebensweltorientierung* weiter analytisch zugewandt wird, sollen zwei ausgewählte Kritikstandpunkte aus dem gegenwärtigen Theoriediskurs Sozialer Arbeit herangezogen und skizziert werden, um möglicherweise brauchbare Indizien (Fragestellungen, Problematisierungen et cetera) für das weitere Vorhaben zu generieren.

#### 3.4.1 Björn Kraus: Sozialkonstruktivistischer Ansatz

Im Rahmen des Vorhabens einer Konstitution von Sozialer Arbeit auf der Grundlage *erkenntnis-* und *interaktionstheoretischer* Modelle, versucht *Björn Kraus* den ‚Lebensweltbegriff‘, so

wie er ihn im aktuellen Diskurs Sozialer Arbeit „allgegenwärtig“ vorfindet, einer „konstruktivistischen Reformulierung“ zu unterziehen (Kraus 2013, S. 143)<sup>92</sup>. Das Herangehen von *Kraus* lässt sich insbesondere in drei (sich gegenseitig mitbedingenden) Abschnitten lesen: Grundle­gend analysiert *Kraus* die Entwicklung sowie das zeitgenössische Auftreten des ‚Lebensweltbegriffs‘ in (verschiedenen Theoriekonzepten) Sozialer Arbeit und problematisiert diese hinsichtlich ihrer unzureichenden Präzision im Gebrauch<sup>93</sup> (vgl. ebd., S. 144) und der meist darin inbegriffenen diffusen Bezugnahme auf *phänomenologische* (vordergründig nach *Husserl*) und *soziologisch-phänomenologische* (vordergründig nach *Schütz*) Wurzeln (vgl. ebd., S. 145). Daran anknüpfend versucht sich *Kraus* selbst an einer Auseinandersetzung mit eben diesen Grundlagen und arbeitet sie *sozialkonstruktivistisch* aus; wobei insbesondere die begriffliche Differenzierung von ‚Lebenswelt‘ und ‚Lebenslage‘ zentral wird (vgl. ebd, S. 150 ff; Kraus 2017, S. 31). In einer dritten (selbst-)kritischen Perspektive beschäftigt sich *Kraus* mit dem „Legitimationsbedürfnis“ einer Orientierung an ‚Lebenswelt‘, also einer normativen Dimension, welche das Spannungsfeld von Moral, Ethik und Macht aufgreift und dieses im Kontext von Praxis reflektiert und diskutiert (vgl. Kraus 2013, S. 153 ff.; Kraus 2016, S. 109 ff.; Kraus 2017, S. 32 ff.). Im Folgenden wird sich den *sozialkonstruktivistischen* Ausarbeitungen *Kraus* sowie seinem Begriffsverständnis von ‚Legitimationsbedürfnis‘ zugewandt.

(a) (*Sozial-*)*konstruktivistische* Auslegung von ‚Lebenswelt‘ (und ‚Lebenslage‘)

*Kraus* beschäftigt sich vorerst mit dem Begriff der ‚Lebenswelt‘ in der *Phänomenologie Husserls* und legt diesen als egologisches Gebilde aus, welches sich durch einen radikal-subjektiven Wahrnehmungshorizont kennzeichne (vgl. Kraus 2013, S. 146). Konkreter unterstreicht *Kraus* dahingehend, dass jeglicher Wahrnehmung charakteristisch sei, dass der Gegenstand ebendieser vor einem persönlichen Erfahrungshorizont abläuft, welcher wiederum geprägt sei von „Sozialisation, Kulturation und Personalisation“ (ebd.). An eben dieser Stelle versteht *Kraus* den entscheidenden Unterschied zwischen *Husserl* und *Schütz*, da *Husserl* den Weg zur Thematisierung von ‚Lebenswelt‘ durch seine Methode der „Epoché“, also der *phänomeno-*

---

<sup>92</sup> Bereits 2006 erschien *Björn Kraus’* Artikel „Lebenswelt und *Lebensweltorientierung*: eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft“ in „Kontext: Zeitschrift für systemische Therapie und Familientherapie“, 37 (2), S. 116 - 129. Im weiteren Verlauf dieser Erarbeitung wird sich jedoch vordergründig auf seine Publikation „Erkennen und Entscheiden“ (2013) bezogen, da diese den benannten Artikel weitestgehend identisch umfasst und weiterführt.

<sup>93</sup> *Kraus’* Auseinandersetzung mit dem ‚Lebensweltbegriff‘ in der Sozialen Arbeit findet ihren Ausgangspunkt in der kritischen Betrachtung von *Fuchs* und *Halfar* (vgl. Kraus 2013, S. 145), welche bereits im Jahre 2000 auf den mangelhaften Kontakt zu den grundlegenden „phänomenologischen und sprachanalytischen Kontexten“ und der daraus resultierenden inhaltlichen Leere des ‚Lebensweltbegriffs‘ in der Sozialen Arbeit hingewiesen haben (Fuchs/Halfar 2000, S. 56).

*logischen Reduktion* von mitwirkenden Faktoren wie „Sozialisation, Kulturation und Personalisation“ bis hin zum „reinen Phänomen“ suche (vgl. Kraus 2013, S. 146). Der Wesensgehalt dieser „Reinheit“ sei bei *Husserl* der Zugang zu der allgemeinsten Struktur eines „transzendentalen Wir“ beziehungsweise einer „transzendentalen Intersubjektivität“ (ebd.). *Schütz* hingegen verstehe den Zugang zur ‚Lebenswelt‘ im „Außen“ qua natürlicher Auseinandersetzung in und mit der sozialen Welt, also der eigenen „Wirkwelt“ (ebd., S. 147). Der Fokus verschiebe sich daher auf die Rahmenbedingen (psychische, physische, soziale et cetera Ausstattungen) in denen sich das Erfahren der eigenen ‚Lebenswelt‘ abspiele und hervorgehe; das Verständnis von ‚Lebenswelt‘ bleibe bei *Schütz* jedoch auch ein radikal Subjektives, da sich die individuellen Bedingungen nie gänzlich gleichen (vgl. ebd., S. 148). Die Antwort auf die Frage nach dem menschlichen Miteinander, trotz radikaler Subjektivität, suche *Schütz*, so *Kraus*, in einer intersubjektiv gültigen „Typik“, also einer sprachlich vermittelten Grundstruktur von Wirklichkeit (vgl. ebd.). *Kraus* betont, dass sich aus diesen beiden Theoriewurzeln kein einheitlicher ‚Lebensweltbegriff‘ deduzieren lasse, das verbindende Glied beider Parteien oder auch die Essens ebendieser, sei jedoch die Zentrierung der subjektiven Perspektive des Individuums (vgl. ebd.). *Kraus* versucht beiden Ansätzen oder zumindest ihren Ausgangspunkten, dahingehend gerecht zu werden, dass er diese in eine begriffliche Zweiteilung von „Lebenslage“ und „Lebenswelt“ einfließen lässt und dies daran anschließend in den Kontext Sozialer Arbeit stellt, genauer noch damit eine differenzierte „Reformulierung“ des ‚Lebensweltbegriffs‘ anbietet (vgl. ebd., S. 149). „Lebenslage“, ein an *Marx* angelehnter Begriff, umfasst an dieser Stelle die materiellen (Geld, Wohnraum, körperliche Verfasstheit et cetera) sowie die immateriellen Bedingungen (Soziale Netzwerke, Familie usw.), welchen *Kraus* in der Gesamtheit den analogen Terminus der „Realität“<sup>94</sup> zuordnet (ebd. S. 152 ff.). „Lebenswelt“ hingegen meine die subjektive Konstruktion von „Wirklichkeit“ eines Individuums in beziehungsweise unter den Bedingungen der „Lebenslage“ (ebd., S. 153). Konkreter dazu:

„Die Lebenswelt ist ebenso die subjektive Konstruktion eines Menschen wie die Wirklichkeit und diese subjektiven Konstruktionen vollziehen sich unter den Bedingungen der Lebenslage bzw. der Realität“ (Kraus 2017, S. 32).

Durch diese Differenzierung wird zum einen verdeutlicht, dass der gegenwärtige ‚Lebensweltbegriff‘ (vorallem der von *Thiersch*) dem Risiko unterliegt, diese beiden Bereiche ineinander fallen zu lassen und dort zu objektivieren, wo es eigentlich um die subjektive Perspektive der

---

<sup>94</sup> Es wird deutlich, dass der Begriff „Lebenslage“ vorerst ein deskriptiver ist. Die darunterfallenden Bedingungen haben sowohl „einschränkende“ als auch „anregende“ Potentiale, welche sich jedoch erst durch das subjektive Erfahren und Deuten einer Person *ver-wirklichen*. (Kraus 2013, S. 152).



Klient\*innen gehe (und umgekehrt) (vgl. Kraus 2013, S. 150). Ferner unterstreicht *Kraus*, dass es aus der, wenn auch kommunizierenden, Rolle der beobachtenden Sozialarbeiter\*innen, niemals möglich sei, die ‚Lebenslage‘ und erst recht nicht die ‚Lebenswelt‘ einer Person (gänzlich) objektiv erkennen zu können (vgl. Kraus 2017, S. 33). Das was bleibe ist eine kommunikativ-relationale<sup>95</sup>, also auch wechselseitig-konstruktivistische, Annäherung, welche in einer „professionellen Rekonstruktion“<sup>96</sup> münde (Kraus 2017, S. 33 ff.; Kraus 2016 in Borrmann et al. 2016, S.154; Kraus 2013, S. 155).

#### (b) Legitimationsbedürfnis

Als fachliche Herausforderung erkennt *Kraus*, dass eine Orientierung an ‚Lebenswelt‘ von Seiten der Professionellen, eine Orientierung an der Subjektperspektive von Klient\*innen, ein paradoxes Spannungsfeld von „Aufwertung“ und „Zugriff“ umfasst (Kraus 2013, S. 156). Im Sinne *Habermas’* „Theorie des kommunikativen Handelns“ (1981), verweist *Kraus* auf die Stellung Sozialer Arbeit im Großkontext der Moderne, in denen die „Kolonialisierung der Lebenswelt“ beredt wird<sup>97</sup>. Für eine konstruktivistische Soziale Arbeit weist dies für *Kraus* darauf hin, dass die Orientierung an einer ‚Lebenswelt‘ impliziere, eben diese private alltägliche Sphäre zu beeinflussen, und dass nicht nur dort wo diese gegen den Willen der Klient\*innen betreten wird<sup>98</sup> (vgl. ebd.). Das Spannungsfeld zwischen individuellen Belangen, *Kraus* spricht auch von „lebensweltlichen Interessen“ (Kraus 2013, S. 157), gesellschaftlichen Zielen und Zwecken (reglementiert durch Staat und Recht), sei ein nicht zu überwindendes Dilemma; vielmehr gelte es dieses hinsichtlich der Unterscheidung von „fachlich begründeten“ und „kolonialisierenden“ Einflussbestrebungen zu reflektieren (ebd.). Die Rolle, in der sich die *lebensweltorientierten* Professionellen wiederfinden, sei also eine bewertende, welche normative Entscheidungen über (a) die ‚Lebenswelt‘ der Klient\*innen (‚falsch‘, ‚richtig‘, ‚passend‘, ‚selbstgefährdend‘ et cetera) beinhalte und dazu veranlasse (b) die Legitimation eigener Eingriffsmöglichkeiten (‚Hilfe‘, ‚Kontrolle‘ et cetera) abzuwiegen (vgl. ebd, S. 158). Diese Spannungen verschärfe sich auf dem Boden von (sozial-)konstruktivistischen Annahmen dahingehend, dass

---

<sup>95</sup> Der Begriff der „Relation“ kann bei *Kraus* in einer Doppeldeutigkeit verstanden werden: (1.) Zum einen die kommunikative Relation von Sozialarbeiter\*in und Klient\*in und (2.) zum anderen die in seiner Theorie zentrale Differenzierung betreffende Relation zwischen der ‚Lebenswelt‘ und den Effekten der ‚Lebenslage‘ (vgl. u. a. Kraus 2016 in Borrmann et. al 2016, S. 158)

<sup>96</sup> *Kraus* stellt heraus, dass diese Annäherungen schlussendlich auch ‚nur‘ als Wahrscheinlichkeiten verstanden werden können, nicht als eindeutige Sicherheiten (Vgl. Kraus 2016 in Borrmann et. al. 2016, S. 154).

<sup>97</sup> Dazu Abschnitt 2.3 dieser Arbeit.

<sup>98</sup> Dieses Dilemma scheint in verschiedener Intensität aufzutreten. So könnte man beispielsweise diskutieren, ob die Sozialarbeiter\*in im offenen Jugendtreff in gleicher Weise auf die ‚Lebenswelt‘ der Klient\*innen eingreift, diese womöglich sogar kolonialisiert, wie eine Sozialpädagogische Familienhilfe oder eine Schulsozialarbeiter\*in.

‚Realität‘ nicht als objektives, starr-gültiges Maß von Bewertungen verwendet werden könne. Vielmehr stehe man vor einer Pluralität von zunächst gleichwertigen, viabilitären Wirklichkeitskonstruktionen (vgl. ebd, S. 160). Notwendig sei es daher für die Soziale Arbeit, im Sinne einer konsensuellen Findung zwischen individuellen Wirklichkeiten sowie Realitäten, zu vermitteln. Es lassen sich verschiedene (beispielhafte) Fragen formulieren, an denen diese Spannung deutlicher wird: Dürfen ältere Menschen ‚empowernde‘ Angebote ablehnen und stattdessen alleine auf ihrem Zimmer verweilen? Ist die von der Pädagogin gewählte (!) Maßnahme eher zum Wohl des Heranwachsenden (individueller Auftrag) oder eine Beförderung der gegenwärtig bestehenden gesellschaftlichen (Re-)Produktionsverhältnisse? Greift der aufsuchende Streetworker beim ‚lebensweltlichen‘ Treffen der minderjährigen Jugendlichen ein, weil sie dort Marihuana konsumieren oder sich betrinken? *Kraus* pointiert, dass dieses zweischneidige Dilemma insbesondere dort brisant wird, wo das Handeln der Klient\*innen zu objektiven ‚Verschlechterungen‘ der Lebenslagen führt, so in etwa das tägliche Betrinken mit Alkohol bei gleichzeitigen Bewerbungsversuchen, diese aber aus subjektiver, ‚lebensweltlicher‘ Perspektive Strukturen von Raum, Zeit und sozialen Beziehungen mit Wertigkeit für die Personen hervorbringen (vgl. ebd., S. 159). Die Konklusion, welche ich aus *Kraus* Standpunkt herausziehe, ist, dass eine *sozialkonstruktivistisch-systemtheoretische* Soziale Arbeit weniger an der ‚Lebenswelt‘ orientiert ist und diese glorifiziert, als dass sie diese als ein weiteres Kriterium in den Prozess der Entscheidung über ‚Hilfe/Nicht-Hilfe‘ miteinbezieht. *Kraus* insistiert nicht auf prinzipiellen ‚Vorrang‘ der ‚lebensweltlichen/alltäglichen‘ Wirklichkeiten der Klient\*innen, etwa so wie *Thiersch*, sondern versteht diese als viable beziehungsweise teilweise durch die ‚Lebenslage‘ verengte Perspektive im kommunikativ-konsensuellen Verhandlungsprozess, welche die Professionellen als primäre Reflexionsschablone heranziehen müssen, um die eigenen Entscheidungen, die Expertise und den „Wissensvorsprung“ zu aktualisieren (und zu prüfen) (ebd., S. 183). Es wird betont, dass die Fachkräfte qua (Sanktions-)Mittel einen (zu verantwortenden) „Machtüberhang“ haben, welcher insbesondere durch ihre zugeschriebene Expertise und nachvollziehbaren Methoden legitimiert wird; wäre dies nicht der Fall, verliere die Soziale Arbeit überhaupt Nutzen und Zweck; würde darüber hinaus, um es zugespitzt zu formulieren, als pseudo-professioneller ‚Kumpel‘ enden, dessen Verfahren und Ergebnisse (wenn überhaupt) nur rückblickend überprüft und gerechtfertigt werden könnten (vgl. ebd.).

### 3.4.2 Heiko Kleve: Postmoderner Ansatz

Ähnlich wie Björn Kraus versucht Heiko Kleve die Theorie sowie die Praxis Sozialer Arbeit von einem *systemtheoretisch-konstruktivistischen* Standpunkt aus zu reflektieren (vgl. Kleve 2000, S. 9). Darüber hinaus bedient er sich einer „postmodernen Reflexionsform“, um sich den Ambivalenzen einer strukturell und funktional ausdifferenzierten Sozialen Arbeit zwischen Disziplin/Profession, Staat/Individuum, Praxis/Wissenschaft (et cetera) zu nähern (ebd.). Den Begriff der Postmoderne verbindet Kleve, an dieser Stelle sehr verkürzt dargestellt, mit einer multiplen Sozialen Arbeit in der Moderne, da ebendiese nicht mehr unter eine „Metaindentität“ oder einer zentralen Aufgabe zu subsumieren sei (ebd., S.11). Vielmehr (über-)nehme sie sich mit verschiedensten Zuständigkeiten, was im Endeffekt zu einer „Eigenschaftslosigkeit“ führe; konkreter: „eine Profession ohne (feste) Eigenschaften“ (ebd.). Kleve knüpft insbesondere an der, unter anderem auf *Habermas* zurückgehenden, Differenzierung zwischen ‚System‘ und ‚Lebenswelt‘ an. Insbesondere führt er aus, dass die Moderne gegenläufige Entwicklungen zwischen Integration („lebensweltlich“) und Inklusion („systemisch/gesellschaftlich“) vorantreibe; also: „[...]“, dass der Inklusionsbereich der Gesellschaft tendenziell desintegriert und der Exklusionsbereich der Gesellschaft tendenziell integriert“ (ebd., S. 53). Primäres Phänomen dieser Differenz sei die ‚Zersplitterung‘ der „ganzen Person“ (‚Lebenswelt‘) in Rollen des Funktionssystems (Klient, Patientin, Kunde, Konsumentin et cetera)<sup>99</sup> (ebd., S. 55). Für die These einer „postmodernen“ Sozialen Arbeit sei dies dahingehend relevant, da sie zwischen beiden Prozessen zu stehen scheint und ferner die Funktion zugeschrieben bekomme, den Menschen dabei zu helfen, die ambivalenten Dynamiken der Moderne auszuhalten (wobei sie selber zu ebendiesen beitrage) (vgl. ebd.). Im Folgenden werde ich den Standpunkt von Kleve in zwei Schritten darstellen: (a) Zuerst sollen die „postmodernen“ Charakteristika skizziert werden, welche Kleve der *Lebensweltorientierung* zuschreibt. (b) In einem zweiten Schritt werde ich dann die (spezi-fischen) kritischen Bemerkungen Kleves heranziehen und verdeutlichen.

#### (a) Postmoderne Charakteristika *lebensweltorientierter* Sozialer Arbeit

Kleve stellt fünf Merkmale auf, an denen er den postmodernen Charakter des Theorieprojekts der *Lebensweltorientierung* festmacht; diese sollen nun nacheinander umrissen werden. (1) „Die Auflösung der Differenz von Norm und Abweichung“: Durch Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse in Bezug auf die Lebensentwürfe und -verläufe der Menschen, sei es der Sozialen Arbeit nicht mehr möglich sich an einem „Normalitätsstandard“ zu orientieren. Vielmehr müssen ebendiese wieder kommunikativ hinterfragt, begründet und ausgehandelt

---

<sup>99</sup> Vgl. auch Habermas 1991, S. 48: „Der Einzelne wird als Person von immer mehr Teilsystemen ausgeschlossen und deren Systemumwelt abgeschoben, um an ihnen gleichsam von außen mit funktionsspezifischen Beiträgen als Verbraucher, Beitragszahler, Wähler, Wehrpflichtiger, Versicherter usw. teilzunehmen.“

werden. *Kleve* pointiert: „fast nichts versteht sich mehr von selbst“ (Kleve 2000, S. 62). (2) „Radikalisierung der funktionalen Ausdifferenzierung“: Die Gesellschaft verliere in den post-modernen Umbrüchen ihr Zentrum, mitsamt eindeutigen Verbindlichkeiten wie Normen und Moral. Vielmehr entwickle sich, insbesondere bezogen auf Soziale Arbeit, eine „polyzentrische, hyperkomplexe, polykontexturale und heterarchische“ Form der situationsgebundenen Kommunikation (ebd.) (3) „Radikalisierte Pluralität“: Die bereits in (1) angeschnittenen Prozesse der Pluralisierung bringen eine Akzeptanz von „Differenz“ und „Dissens“ hervor. Kommunikatives Aushandeln werde zu einem zentralen gesellschaftlichen Medium (ebd.). (4) „Grenzen“: Die zentrierte Kommunikation stoße an ihre Grenzen, da sie zum einen nicht technologisch steuerbar sei und zum anderen, weil die Menschen sowie die sozialen Systeme nicht gänzlich determinierbar oder gar instruierbar seien<sup>100</sup> (vgl. ebd.). Die Postmoderne stelle den Menschen vor die Erkenntnis, dass er weniger Einfluss auf die Welt habe als in der Moderne vermutet und dementsprechend viel mehr dem Zufälligen und Ungeplantem entspringe. Die Menschen, so auch die Soziale Arbeit, seien vor die Aufgabe gestellt, herauszufinden wo ihre „realistischen Möglichkeiten“ liegen und wie die Grenzen dieser abzuschätzen seien (ebd., S. 63). (5) „Reflexive Differenzierung“: Aus den zuvor thematisierten ‚Grenzen‘ ergibt sich für *Kleve* die Notwendigkeit eines Moments der Beobachtung zweiter Ordnung sowie von ‚Selbstbeobachtung‘ und ‚Supervision‘ (insbesondere für Theorieprojekte in der Sozialen Arbeit). Er begründet dies damit, dass bei aller Effektivität und Effizienz die Folgen der Differenzierung von Funktionssystemen mit einer gewissen „Blindheit“ voranschreiten, ebenso die Beschreibung dieser (ebd.).

#### (b) Kritik: Jargon der Ganzheitlichkeit

Wie zuvor dargestellt, sei die Soziale Arbeit mit der Aufgabe konfrontiert mit ‚zersplitterten‘ Personen, genauer noch Klient\*innen zu arbeiten. Das Theorieprojekt der *Lebensweltorientierung* nach *Thiersch* schreibe sich als Antwort aber vielmehr einen „ganzheitlichen“ Ansatz zu (Kleve 2007, S. 55). *Kleve* verweist auf einen gar „inflationären“ Gebrauch von entsprechenden Zuschreibungen, welche auf den Gegenstand (‚Lebenswelt‘) wie auf die Methodik und die Haltung (*lebensweltorientierter*) Sozialer Arbeit bezogen werden (vgl. ebd.). Analog wird ‚Lebenswelt‘ als „[...] strukturiertes Gefüge, ganzheitlicher, räumlicher, zeitlicher und sozialer Bezüge“ (Rauschenbach/Ortmann/Karsten 1993, S. 12) und ‚richtiges‘ pädagogisches Handeln als „ganzheitlich, offen und allzuständig“ konstatiert (ebd.). Es wird pointiert, dass Ganzheitlichkeit (i. S. v. ‚Lebensweltlichkeit‘) eben da als Platzhalter zu fungieren scheint, wo differenzierte

---

<sup>100</sup> Systemische Annahme der ‚Autopoiesis‘ (vgl. u. a. Abschnitt 2.3 (a) dieser Arbeit)

Begriffe fehlen (so in etwa System/Lebenswelt, Integration/Inklusion, Alltag/Nicht-Alltag)<sup>101</sup>. *Kleve* verstehe den nachvollziehbar anzustrebenden Versuch, das Hilfesystem der Sozialen Arbeit so zu gestalten, dass es die ‚Alltagsprobleme‘ der Klient\*innen angehen kann, ohne auf ‚kolonialisierende‘ Verfahren, Techniken oder Instrumentarien zugreifen zu müssen. Jedoch problematisiert er im gleichen Zuge, dass die vermeintlich *lebensweltorientierte* Ausrichtung mitsamt einer Fokussierung auf „die ganze Person“ dazu führe, dass eben das reflexive Moment (die Beobachtung zweiter Ordnung) außer Acht gelassen werde; konkreter: Soziale Arbeit als funktional differenziertes gesellschaftliches Teilsystem wird unsichtbar(er)<sup>102</sup>(vgl. *Kleve* 2007, S. 56). Es wird von ‚Ganzheitlichkeit‘ gesprochen, dort wo lediglich ein Teilbereich der Person inkludiert (i. S. der Logik von Inklusion/Exklusion) werden kann (vgl. ebd.). Ein solches Vorhaben könne, bei undifferenzierter Voraussetzung, zu einer totalitären ‚Absolutierung‘ sowie gänzlicher Observierbarkeit, Kontrollierbarkeit und schlussendlich ‚Kolonialisierung‘ der ‚Lebenswelt‘ des Individuums führen. Dem entgegend, und damit in gewisser Weise an *Marx* und *Habermas* anknüpfend, stellt *Kleve* heraus, dass es nach der logischen Differenzierung von ‚System/Lebenswelt‘, gerade die exklusiven Momente Sozialer Arbeit sind, also jene in denen sie sich herauszieht, in denen die ‚ganzheitliche‘ Individualität respektiert<sup>103</sup> wird (vgl. ebd., S. 57).

### 3.4.3 Zwischen-Notiz

An dieser Stelle ist herauszustellen, dass es durchaus spannend und relevant wäre, an beiden Kritikstandpunkten anzuknüpfen und unter der jeweiligen Perspektive das Theorieprojekt (oder auch Praxisbeispiele) der *Lebensweltorientierung* zu beleuchten. Für das weitere Vorhaben wird sich jedoch für das Weiterführen der Kritik von *Kleve* entschieden, da sich dieses in gewisser Weise an die Vorarbeiten zur ‚Normativität‘ in *Thierschs* Konzept (3.3 dieser Arbeit), konkreter der Analyse der inbegriffenen Argumentations- und Legitimationsstrukturen beziehen lassen.

---

<sup>101</sup> *Hollstein-Brinkmann* kommentiert ebendieses entsprechend mit: „begriffgewordene Indifferenz (*Hollstein-Brinkmann* 1993, S. 72).

<sup>102</sup> Dieser Kritikpunkt wird an späterer Stelle dieser Arbeit in Bezug zu *Luhmanns* Beschreibung von ‚unmarked spaces‘ gesetzt. Ferner wird die Aussage von *Kleve* damit implizit geprüft.

<sup>103</sup> Womit sich die skizzenhafte Frage festhalten lässt: In welchem Verhältnis stehen Lebenswelt-, ‚Orientierung‘ und ‚Respektierung‘?

#### 4. Exkurs: Kritische Gedanken über Alltag mit Heidegger

In der *fundamental-ontologischen* Auseinandersetzung mit der menschlichen Seinsart versucht *Heidegger* herauszustellen, dass der Mensch als Dasein vor allem in zwei verschiedenen existentialen Weisen in-der-Welt *ist*: Er ist ‚eigentlich‘ (das eigene/authentische Selbst) und ‚nicht-eigentlich‘ (Man-Selbst). So pointiert *Heidegger* diesbezüglich: „Zunächst ‚bin‘ nicht ‚ich‘ im Sinne des eigenen Selbst, sondern die Anderen in der Weise des Man“ (SeiZei, S. 129). Im Folgenden wird sich damit beschäftigt was ebendieses „Man“ bei *Heidegger* meint, wobei insbesondere die Differenzierung zwischen ‚deskriptiven‘ und ‚normativen‘<sup>104</sup> Aspekten seiner Äußerungen vordergründig beleuchtet werden. Systematisch wird sich erst mit dem Deskriptiven befasst, um dieses anschließend hinsichtlich normativer Implikationen zu untersuchen.

Das Seiende, dem es um das eigene Sein geht und bewusst-ist, existiere immer schon ‚Da‘ in einer Weltlichkeit. Der Mensch sei ein soziales Wesen, eingebunden in die Familie, später in den Freundeskreis und in das Kollegium; im großen Kontext als *Zoon politikon* (ζῷον πολιτικόν)<sup>105</sup>, teilnehmend an und in der Gesellschaft, ferner in der gesamten Historie der Menschheit. *Heidegger* beschreibt, dass das Dasein in seiner alltäglichen Seinsweise mit (den) „Anderen“ ist und sogar von ebendiesen beherrscht wird (vgl. ebd.). Wobei mit den „Anderen“ nicht etwa konkrete Mitmenschen<sup>106</sup> gemeint sind, welche in einem Modus des ‚Ich hier - Du dort‘ bestimmbar wären, sondern vielmehr etwas ‚anonymes‘, wesentlich ‚neutrales‘ (vgl. ebd.). Auf die Frage danach wer diese „Anderen“ denn seien, antwortet *Heidegger* mit dem „Man“ (vgl. ebd.). Die Sphäre des „Man“ ist vor allem die „Öffentlichkeit“, dort wo sich das individuelle Dasein, also auch das jemeinige, „einebnet“ in (und vor allem mit) der Masse (vgl. ebd., S. 127). Beispielsweise beim alltäglichen Bahnfahren benutzt man das öffentliche Verkehrsmittel, so wie die „Anderen“ es auch benutzen. Dort zählt das einzelne Dasein nicht mehr und nicht weniger als jedes andere (und ist quasi beliebig austauschbar), da sich in diesem Miteinandersein eigentlich keiner ‚was angeht‘, was von *Heidegger* als „Abständigkeit“ betitelt wird (vgl. ebd.). Das „Man“ hat eine Kontext setzende Funktion, indem es den Rahmen dessen verfestigt, was „sich gehört“; oder konkreter: wie man sich (in Situation ‚x‘) zu verhalten hat (vgl. ebd.). Bei dieser Rahmung handelt es sich aber keineswegs um etwas Konkretes, wie bei-

---

<sup>104</sup> Deskriptiv = Beschreibung des ‚So-und-So-Seins; Normativ = Richtungsanweisend im Sinne eines ‚So-Sein-Sollens‘.

<sup>105</sup> Vgl. Aristoteles, Politik 1253a2f.

<sup>106</sup> Allerdings ist zu betonen, dass ebendiese konkreten Mitmenschen als Dasein ebenso zu den „Anderen“ gehören, wie das jemeinige Dasein und gleichermaßen ihre „Macht verfestigen“ (vgl. ebd., S. 126).

spielsweise ein von irgendjemandem konstatiertes, einsehbares Regelwerk. Vielmehr führt *Heidegger* den öffentlichen Kontext als das „Verdunkelnde“ an, in dem das eigentlich gar nicht so Eindeutige fraglos als das „Bekannte“ ausgegeben und angenommen wird (vgl. ebd. f.). In diesem Sinne „sorgt“ sich das Dasein in seiner Alltäglichkeit um die Unauffälligkeit; oder simplifiziert ausgedrückt: Der Mensch will im Alltag nicht aus der „Durchschnittlichkeit“ herausbrechen und auffallen (vgl. ebd., S. 127). *Heidegger* beschreibt, dass die Wirkmacht des „Man“ insbesondere deswegen so eindringlich ist, weil es Sachverhalte eben nicht komplex und tiefgehend, sondern oberflächlich und einfach behandelt; es geht nicht „auf die Sachen“<sup>107</sup> ein (ebd.). Auch wenn das „Man“ vor allem am Beispiel des öffentlichen Raums ersichtlich wird, beschränkt sich *Heideggers* Deskription nicht auf diesen. Es wird betont, dass man sich eben auch vom „großen Haufen“ (öffentlichen Massen) in das Private zurückzieht, wie man sich zurückzieht (vgl. ebd.). Hieran wird bei *Heidegger* nochmal verdeutlicht, dass es sich beim „Man“ nicht um etwas handelt, was einzig durch konkrete Mitmenschen oder das Beisein ebendieser ausgelöst wird, sondern um etwas allgegenwärtiges, was grade dadurch, dass es nicht feststellbar ist, die „eigentliche Diktatur entfaltet“ (vgl. ebd.) Das je einzelne Dasein (also auch das jemeinige) ist dem „Man“ zugehörig (vgl. ebd.). Dem „Man“ als „Neutrum“, also einer Weise des Seins zu der jeder dazugehört, aber keiner es wirklich ‚ist‘, schreibt *Heidegger* eine zweischneidige Funktion zu: Dadurch, dass es immer schon eine Antwort oder ein Urteil parat hat, nimmt es dem Dasein den Druck ab, eine Entscheidung treffen zu müssen (vgl. ebd., S. 128). Zum einen wirkt das „Man“ somit entlastend für das Dasein, da es (ständige) Entscheidungsprozesse ‚leichtmacht‘, zum anderen entzieht es dem Dasein die Verantwortlichkeit (vgl. ebd.). Denn die Antwort auf die Frage danach, wen man für eine Aussage des „Man“ zur Rechenschaft zieht, ist das „Niemand“<sup>108</sup> (vgl. ebd.). *Heidegger* betont ferner, dass das „Man“, auch wenn es (i) niemand ist und auch (ii) nicht in der Welt „vorhanden“ ist wie bspw. eine Tasse, trotzdem nicht als ‚Nichts‘ dekretiert werden darf, sondern vielmehr als ein Phänomen zur „Ausarbeitung des Seinsbegriff“ verstanden werden muss (vgl. ebd., S. 129). *Heidegger* erklärt, dass der Mensch als Dasein zuerst als „Man-Selbst“ in der Welt ist<sup>109</sup> und meist auch in dieser Weise zu sein bleibt (vgl. ebd.). An diesem Punkt lässt sich, in Rückbezug auf die zuvor behandelten ‚Beschreibungen‘ *Heideggers*, aufzeigen, welche (mehr oder weniger impliziten) normativen Äußerungen herauszulesen sind. *Heidegger* gibt in Form eines Konditionals

<sup>107</sup> Möglicherweise als Gegenteil vom ideellen philosophischen ‚Staunen‘ und ‚Schauen‘.

<sup>108</sup> Bsp.: „Wieso bist du nicht dazwischen gegangen?“ – „Man mischt sich nicht ein“.

<sup>109</sup> (In Bezug auf das zu Anfang angeführte Zitat). *Heidegger* formuliert ferner, dass es dem Dasein „gegeben“ wird (ebd., S. 129). Bildlich lässt sich dies am Beispiel der Erziehung veranschaulichen, wenn die Eltern dem Kind vorerst „mitgeben“ was „man so zu tun und zu lassen hat“ oder „wie man zu sein hat“.

zu verstehen, dass das Dasein die „Welt“ und das „eigentliche [selbst-]Sein“ nur dann authentisch entdecken kann, wenn es sich von dem befreit, was durch das „Man“ im alltäglichen Dasein qua vorgefertigten Vorstellungen und Bildern „verdunkelt“ wird (vgl. ebd.). An sich kann man dies natürlich als eine ‚reine‘ Handlungsbeschreibung auffassen, da *Heidegger* nicht konkret dazu auffordert, dass sich nun jeder Mensch erheben solle, um dies zu realisieren. Das eine solch normative Richtung jedoch impliziert wird, erscheint insbesondere vor dem Hintergrund von den gewählten (überwiegend negativ konnotierten) Begriffen in Bezug auf das „Man“ nachvollziehbar. Wenn davon gesprochen wird, dass die Wirkmacht des „Man“ mit einer regelrechten „Diktatur“ gleichzusetzen ist, in der jedes Handeln und jede Art zu Sein „bewacht“ wird und ferner alles Gewagte „geräuschlos niedergehalten wird“, erscheint seine (knapp angeführte) zwar optimistisch wirkende Beschreibung der „Seinsentlastung“ durchaus als weniger schwerwiegende Konsequenz (vgl. ebd., S. 126). Darüber hinaus lässt er den Entlastungseffekt nicht stehen ohne im Gleichschritt zu ergänzen, dass dieser die Tendenz innewohnen hat zum „Leichtnehmen“ und „Leichtmachen“ zu verleiten, was in Kombination damit, dass es dem Dasein auch noch die „Verantwortlichkeit“ abnimmt, beispielsweise die Eventualität plausibilisiert, dass ‚gefährliche‘ Gesellschaftsszenarien ermöglicht oder sogar ‚legitimiert‘ werden<sup>110</sup> (vgl. S. 127). In Anbetracht davon, dass *Heidegger* zuvor detailreich beschreibt, was er mit der Aussage „*Jeder ist der Andere und Keiner er selbst*“ pointiert zum Ausdruck bringt und darauf folgend veranschaulicht, wie der Weg aus dieser Situation heraus aussieht, scheint es plausibel, dass *Heidegger* zumindest den Standpunkt vertritt, das Dasein solle sich nicht (durch das „Man“) gänzlich „*gegen sich selbst abriegeln*“ (ebd., S. 129).

## 5. Lebensweltorientierung als wissenschaftliches Konzept? Explorationsversuch

Wie bereits aufgezeigt, umfasst die *Lebensweltorientierung* einen hohen beziehungsweise vielmehr weiten Anspruch. *Thiersch* betont, dass ein Theoriekonzept der Sozialen Arbeit, den gegenwärtigen Standards der Wissenschaftsentwicklung entsprechen muss und thematisch zur Klärung der grundsätzlichen Positionsbestimmung sowie der Funktion Sozialer Arbeit/Pädagogik beitragen soll (vgl. *Thiersch* 2016, S. 28). Theorie und Praxis werden, so *Thiersch*, qua hermeneutischer Pragmatik kontextualisiert und als gleichwertige Zugänge zur gleichen ‚Wirklichkeit‘ betrachtet (vgl. ebd. 29). So wird ferner konstatiert, dass die *Lebensweltorientierung*

---

<sup>110</sup> Als passendes Beispiel ließe sich die Idee der „Banalität des Bösen“ von *Hannah Arendt* anführen, welche sie an den Eichmann-Prozessen sinnbildlich für die Situation im nationalsozialistischen Deutschland behandelt hat.



nicht allein auf das Verstehen und Prüfen von ‚Wahrheit‘ und ‚Unwahrheit‘ aus sei, also rein deskriptiv oder analytisch vorgehe, sondern als Rahmung für die intentionale Ausrichtung sowie die Begründung Sozialer Arbeit überhaupt fungieren solle, dahingehend also auf kritisch-normative Aufladungen und Wegweisungen insistiere (vgl. ebd.). Aus den Beschreibungen des Theorieprojekts in den Abschnitten 3. bis 3.4 ging deutlich hervor, dass ebendieses Wegweisen eine Abweisung entgegen bestehender Verhältnisse der Profession und Kritik an anderen theoretischen, (vermeintlich) nicht-*lebensweltorientierten* Ansätzen umfasst. Es handelt sich bei der *Lebensweltorientierung* also nicht nur um den Versuch eine neue Beleuchtungsperspektive anzubieten, sondern diese soll weitreichend als Medium zur Modernisierung (sozial-)pädagogischer Wissenschaft sowie der Umstrukturierung von Praxis beitragen. Zur Konzeptionierung des Ansatzes bedient sich *Thiersch* gewissen bezugswissenschaftlichen Systemen, entlehnt Termini aus ebendiesen und verwendet entsprechende Begriffe fragmentarisch in eigener Lesart, ferner um für eine bestimmte operativ-programmatische (gar diagnostische) Logik zu argumentieren und diskursives (bezugs-)wissenschaftliches Wissen im erziehungswissenschaftlichen/sozialarbeitswissenschaftlichen System zu positivieren. Diesen Gedanken weiterführend muss vorweggenommen werden, dass das Entnehmen eines Teils aus einem inhärenten, aufeinander aufbauenden Theoriesystem<sup>111</sup>, als (mehr oder weniger) ‚herausschneidender‘ Vorgang verstanden werden muss; und zwar aus dem eingebetteten Kontext in dem dieser begriffen wurde. Dieses Herausschneiden benötigt notwendigerweise eine Auf- und Weiterarbeitung am entsprechenden Theoriesystem beziehungsweise eine begründete Abgrenzung, da die sinnhafte Beladung (in ihrer Gänze) ansonsten verloren geht. Simplifiziert ausgedrückt: Ich muss die Frage beantworten (können), wieso ich mir ‚nur‘ diesen Teil entlehne, einen anderen Teil zurücklasse und nicht vielmehr dem ganzen Theoriesystem folge. Dies anzumerken scheint banal, wird aber für den weiter Verlauf dieser Arbeit bedeutsam sein. Spannend wird dies nämlich insbesondere im interdisziplinären Übergang, in der ‚Übernahme‘ fundamentaler Sedimente, wie in diesem Fall der ‚Lebenswelt‘ oder dem ‚Alltag‘. Begriffe, welche in *phänomenologisch-philosophischer* und *soziologischer* Tradition stehen, aber in ein differentes, abgeändertes System, wie dem der Sozialen Arbeit oder der Pädagogik eingebettet werden, wobei diese auf eine andere Form der Geltung ausgerichtet sind (beispielsweise pädagogisch ‚richtig‘ etc.). Solch ein Vorgang (äquivalent zu Beobachtungen oder der Produktion von wissenschaftlichen Tex-

---

<sup>111</sup> Ein Theoriesystem mit Anspruch auf wissenschaftliche Geltung und Relevanz und eben nicht auf pädagogische/sozialarbeiterische Normativität.

ten/Anschauungssystemen überhaupt) ist gekennzeichnet durch die ‚Unterscheidung‘, dass etwas ‚so ist‘, und nicht vielmehr anders‘; konkreter: die Präzisierung von dem was bezeichnet wird (und was eben nicht):

„Jeder Beobachter konstituiert dadurch, daß er unterscheiden muß, um bezeichnen zu können, eine für ihn unsichtbare Welt, einen unmarked space, aus dem heraus er operiert und dem er selber mit seiner Operation zugehört“ (Luhmann 1992a, S. 157).

Folgt man *Luhmann*, so stellt sich die Frage, wo und wie sich Differenzziehungen bei *Thierschs Lebensweltorientierung* wiederfinden lassen. Oder auch: Welche Teile aus den bezugswissenschaftlichen (eher deskriptiv-analytischen) Systemen mussten mitgenommen und welche ‚abgeschnitten‘ werden, um gewisse Termini (brauchbar) normativ aufladen zu können? Wie wird das entlehnte Material behandelt? Was wird markiert, was fällt in den Schatten? Aus der w-möglichen Notwendigkeit einen ‚unmarked space‘ zu setzen, entsteht parallellaufend die Gefahr der Bezugnahme auf Quellen ohne hinreichende Reflexion von Komplexität und entsprechenden Zusammenhängen, dem Ausschluss von ‚Widersprüchen, Ambiguitäten, Perspektiven, kurz: die Unfassbarkeit diskursiven Wissens“ (Krönig in Binder 2018, S. 39). Die *Lebensweltorientierung* wird im Folgenden zweierlei untersucht; zum einen hinsichtlich der ‚Differenz‘ beziehungsweise dem ‚unmarked space‘, welchen *Thiersch* setzen muss, zumal er systemfremde Termini in sein eigenes Konzept implementiert<sup>112</sup>. Im zweiten Schritt werde ich versuchen, anhand der Ausdifferenzierung von ‚Pädagogik‘ (oder auch dem erziehungswissenschaftlichen System) nach *Franz Krönig* (2018), die Bandbreite, welche sich die *Lebensweltorientierung* zuspricht<sup>113</sup>, systematisch zu verorten. Ziel soll sein, einen abschließenden Überblick über die durchaus weitgefassten Aspekte des Theorieprojekts (und Praxiskonzepts) zu entwerfen und diesen zugänglich zu veranschaulichen. Ebendiese Verortung wird als ein Teil des Fazits inbegriffen.

## 5.1 (Un)marked spaces nach Niklas Luhmann

Im Folgenden wird in zwei Schritten vorgegangen: (a) Vorerst soll geklärt und kontextualisiert werden, was genau ‚unmarked‘ beziehungsweise ‚marked space‘ bei *Luhmann* meint. Darüber hinaus wird herausgestellt, inwiefern dies als Analyseschablone genutzt werden soll. (b) In ei-

---

<sup>112</sup> Wobei zu betonen ist, dass es sich keineswegs um eine (moralisch) (be-)wertende Analyse handelt. Insbesondere in Bezug auf ‚richtiges‘ sozialpädagogisches/sozialarbeiterisches Handeln oder ähnliches.

<sup>113</sup> Vgl. u. a. 3.3 in dieser Arbeit.

nem zweiten Schritt werde ich explorativ versuchen, das Theorieprojekt *Thierschs* mit den Arbeiten von *Jürgen Habermas* zu vergleichen. Es soll exemplarisch aufgezeigt werden, an welchen Stellen sich *Thiersch* (explizit) an Termini oder ganzen Sinnzusammenhängen *Habermas'* bedient und welche Bereiche des inhärenten Theoriesystems („Theorie des kommunikativen Handelns“) er dabei ‚unmarked‘ lassen musste, um sie im Rahmen der *Lebensweltorientierung* zu gebrauchen (beziehungsweise umzuformulieren). Es wird also vordergründig um die Frage gehen: Wie behandelt und verwendet *Thiersch* die entlehnten Fragmente und wo ergeben sich im Zuge dessen womöglich (diffuse) Spannungen?

(a) (Un)marked space

Jede Theorie, verstanden als der Versuch einer Veranschaulichung/Rekonstruktion von Teilbereichen der Realität mit dem Ziel eines Zugewinns an Erkenntnis, hinsichtlich der Expedition von Informationen unter Verwendung/Bewertung des kommunikativen Symbols ‚Wahrheit‘ (Code: Wahr/unwahr), muss auf einem doppelten Boden verstanden werden (vgl. Luhmann 1992b, S. 175). Zum einen in der Beleuchtung eines Gegenstandes und zweitens in dem daran anknüpfenden (oder auch innewohnenden) Versuch, diesen in einen Horizont des Vergleichbaren (ein aufeinander aufbauendes System) einzurücken. Es zielt ferner darauf ab, „kausale Interdependenzen“ verstehen und darstellen zu können (Luhmann 1992a, S. 158). Dabei ist jeder Beleuchtungsversuch an die ‚Grundstrukturen‘ der Operation ‚Beobachtung‘ gebunden, kann diese ferner nicht überschreiten (vgl. ebd., S. 155). Auf der banalsten Ebene formuliert: Erblicke ich beispielsweise die Teetasse auf dem Tisch neben mir, so ‚erkenne‘ ich diese in Abhebung<sup>114</sup> vom Tisch, von der Wand, vom Fenster et cetera. Ich ‚erkenne‘ diese Teetasse aber nicht nur, ich fokussiere, gar ‚markiere‘ ich diese (und eben nicht die Umwelt)!<sup>115</sup> Als (durchaus komplexes) Beispiel lässt sich das Erfassen von ‚Zeit‘ anführen; präziser: das Erfassen des ‚Jetzt‘. Das ‚Setzen‘ von der Raum/Zeit-Stelle ‚Gegenwart‘ fungiert als Unterscheidung von den zwei Seiten Vergangenheit/Zukunft. Dieser Einschnitt ermöglicht das Blicken in eine der beiden Richtungen. Trotz der immensen Komplexität und ‚Bewegung‘<sup>116</sup> (relativierend), welche ‚der Zeit‘ im physikalischen Sinne innewohnt, bewährt sie sich als statisch zu setzendes Faktum und ermöglicht Unterscheidungen<sup>117</sup>, wie endlich/unendlich, heute/morgen,

---

<sup>114</sup> „[...] was das Sein sein wird, hebt sich notwendig vom Hintergrund dessen ab, was es nicht ist“ (Sartre 1993, S. 53).

<sup>115</sup> Wer beschreibt, bezeichnet. Wer bezeichnet, unterscheidet.

<sup>116</sup> Oder mit *Heraklit*: πάντα ῥεῖ - alles fließt.

<sup>117</sup> Im Kontext Sozialer Arbeit könnte man sich unter anderem Unterscheidungen wie ‚Wohlfahrtsstaat/neoliberaler Staat‘ mitsamt zweckgebundenen Argumentationen hinsichtlich ‚richtigem‘ pädagogischen Handeln vorstellen (vgl. u. a. Krönig in Binder 2018, S. 39)

Sein/Nicht-Sein et cetera (vgl. ebd., S. 169). *Luhmann* betont: „Die Bewährungsprobe für das, was unsichtbar bleibt, liegt [...] in dem, was dadurch sichtbar gemacht werden kann“ (*Luhmann* 1992a, S. 162); ferner: „Beobachten ist das Handhaben einer Unterscheidung zur Bezeichnung der einen und nicht der anderen Seite“ (*Luhmann* 2004, S. 167). Im Sinne des *systemtheoretischen* Ansatzes wird also ‚zerteilt‘ in System und Umwelt, wobei die beobachtende Person selbst als beobachtendes System verstanden wird, welches andere Systeme qua Unterscheidung (System/Umwelt) beobachtet (vgl. ebd., S. 150). Auf welcher Seite ist nun die beobachtende Person zu verorten? Dazu ist der Blick weg vom Gegenstand hin zur Beobachter\*in selbst zu richten. Dazu bietet sich die Differenzierung von Beobachtung erster und zweiter Ordnung an. Das direkte ‚Bezeichnen‘ (mark) und unterscheiden (Differenzieren) wird vom Beobachtenden erster Ordnung getätigt. Ferner eröffnet dies notwendigerweise (wie zuvor thematisiert) einen ‚unmarked space‘ aus dem heraus die Operation der Beobachtung stattfindet, da die Einheit des Unterschiedenen ins Dunkle fällt. Die entsprechend getätigte Diskriminierung (discriminare) ist gesetzt, erfüllt einen gewissen Zweck und kann nicht willkürlich durch andere ersetzt werden (vgl. *Luhmann* 1992a, S. 161). Die Beobachtung der Beobachtung von außen, also die Beobachtung des ‚Wie‘, wird als Beobachtung zweiter Ordnung benannt<sup>118</sup>. Die Beobachtung zweiter Ordnung dient dazu, sich den Beobachter (die Beobachtung erster Ordnung) anzuschauen, um zu untersuchen, was dieser sehen kann, und was eben nicht<sup>119</sup>. Primär stellt sich die Frage auf welche Weise<sup>120</sup> beobachtet wird, also unterschieden wird (ebd., S. 156 f.). Genau dem wird nun nachgegangen und *Luhmann* gefolgt, wenn er treffend formuliert: „Wenn man wissen will, wie sie [Wahl des Unterscheidung gebenden Schnitts] vorgenommen wird, muß man den Beobachter beobachten“ (ebd., S. 169).

#### (b) (Un)marked spaces in der *Lebensweltorientierung*

Wie bereits angemerkt, werde ich nun explorativ den ‚Lebensweltbegriff‘ (und die damit verbundenen Zusammenhänge) nach *Thiersch*, dem von *Jürgen Habermas* entgegenstellen. Vordergründig werde ich mich dabei auf die bereits aufgezeigte Differenzierung von ‚System/Lebenswelt‘ nach *Habermas* beziehen und betrachten inwiefern *Thiersch* Aspekte dieser Ausarbeitungen in seinem Theorieprojekt miteinbezieht, eventuell sogar argumentativ und funktionell verwendet und welche nicht. Konkreter wird explizit untersucht, welche zweckmäßigen

---

<sup>118</sup> Ähnliches lässt sich in praktisch-methodischen Handlungsfeldern systemischer Sozialer Arbeit wiederfinden. So insbesondere in der systemischen Beratung oder Therapie mit Methoden wie dem „reflecting team“ nach *Tom Anderson* et cetera.

<sup>119</sup> „Das Auge, dass sein Sehen nicht sehen kann“ (*Luhmann* 2004, S. 159).

<sup>120</sup> Weisen der Unterscheidung wie „moralische“, „pragmatisch-technische“ oder „ästhetische“ (et cetera) (*Luhmann* 2004, S. 156).

Unterscheidungen beziehungsweise welche zweckmäßigen ‚unmarked spaces‘ (womöglich) gesetzt werden (mussten). Es könnte sich ebenso vergleichend mit den anderen bezugswissenschaftlichen Theoriesystemen<sup>121</sup>, wie (u. a.) dem von *Husserl* oder *Schütz*<sup>122</sup>, beschäftigt werden. Ich habe mich jedoch für das Entgegenstellen der Theorie *Habermas*‘ entschieden, da sich aus den Vorarbeiten, genauer noch der Bezugnahme auf *Heiko Kleve*, die zu prüfende Vermutung ergeben hat, dass der vermeintlich ‚ganzheitliche‘ Charakter des *lebensweltorientierten* Ansatzes Gefahr laufen könnte, die eigene Systemfunktion (in Anbetracht der Differenz von ‚Lebenswelt/System‘) sowie die kolonialisierenden Aspekte dieser zu invisibilisieren (vgl. *Kleve* 2007, S. 56). In Rückbezug auf die Entstehung sowie den historisch-gesellschaftlichen Hintergrund der *Lebensweltorientierung* expliziert *Thiersch*, dass die Soziale Arbeit der 1960er und 1970er Jahre durch die totalisierend-politische Funktionsbestimmung der Moderne geprägt wurde (vgl. *Grunwald/Thiersch* in *Otto/Thiersch* 2018, S. 935). Dies wird charakteristisch unterstrichen mit Zuschreibungen wie „Agent des Kapitals“ und „Systemberuhiger“ (ebd.). In dieser Form sieht *Thiersch* die Soziale Arbeit als ökonomisiertes Funktionssystem neben anderen (Sozialpolitik, Bildungssystem, Gesundheitssystem...), welches für die Gestaltung der Lebensverhältnisse sowie den darin inbegriffenen Strukturen, Ressourcen und Kompetenzen zuständig ist (vgl. ebd.). In Anlehnung an das Theorem der ‚Kolonialisierung der Lebenswelt‘ von *Habermas* zieht *Thiersch* dahingehend vorerst bei der Differenzierung von ‚System/Lebenswelt‘ mit und verwendet diese als kritischen Aspekt in seiner Gegenwartanalyse:

„Gegenüber der erstarkenden Macht rational-technologisch bestimmter Produktions-, Verwaltungs- und Lebensformen wurde Lebenswelt als basale Voraussetzung allen auch gesellschaftlichen Lebens und als protestative Gegenwehr immer bedeutsamer, wie dies in der Entgegensetzung von Lebenswelt und System in dem Theorem von der Kolonialisierung der Lebenswelt von *Habermas* (1981) auf den Begriff gebracht wurde“ (*Grunwald/Thiersch* in *Grunwald/Thiersch* 2018, S. 935).

Ferner verweist *Thiersch* an dieser Stelle darauf, dass der brüchig gewordene ‚Alltag‘<sup>123</sup> (entsprechend Synonym zu ‚Lebenswelt‘), so wie er im 20. Jahrhundert von jeglichen Disziplinen und von gesellschaftlichen Bewegungen (Arbeiter\*innenbewegung, Frauenrechtsbewegung et cetera) thematisiert wurde, darauf hingewiesen hat, dass die Normalität und die Orientierbarkeit des ‚Lebensweltlichen‘ in eine Krise geraten sei. In der Konsequenz habe dies für die Soziale

---

<sup>121</sup> Dies könnte einen spannenden Gegenstand weiterer Explorationen und Analysen darstellen.

<sup>122</sup> Ferner sei zu betonen, dass *Habermas* (1981) sich ausführlich mit den Arbeiten von *Husserl* und *Schütz* auseinandergesetzt hat, um diese für seine ‚Lesart‘ zu gebrauchen.

<sup>123</sup> An dieser Stelle soll nicht erneut in gänzlicher Breite ausgeführt werden, welche Umbrüche *Thiersch* genau meint (u. a. Pluralisierung, Individualisierung, Risikogesellschaft et cetera). Dazu bereits ausführlich: Abschnitt 3.1 und 3.2.

Arbeit bedeutet, eine Reformulierung des eigenen Auftrags (und der Gestaltung dessen) vornehmen zu müssen (vgl. ebd.). Die vermeintlichen Auslöser der ‚Kolonialisierung von Lebenswelt‘ werden also als (Teil-)Begründungsgrundlage für *Thierschs* Vorhaben konstatiert. Es wird anknüpfend geschlussfolgert, dass es eine fest implementierte-institutionalisierte Hilfe (*lebensweltorientierte Soziale Arbeit*) in den „Bewältigungsaufgaben alltäglicher Lebensverhältnisse“ geben muss, um diesen Konsequenzen entgegen zu wirken (ebd.; Thiersch 2002, S. 34 f.). Dem entgegenstellend präsentiert *Thiersch* das Bild einer (über-)bürokratisierten, expertologischen Sozialen Arbeit, welche im Rahmen der ‚System/Lebenswelt‘ Differenz auf der Seite des (kolonialisierenden) Systems als bloße Dienstleisterin stehe.<sup>124</sup> Charakteristisch für ‚diese‘ Soziale Arbeit sei die fehlende ‚Ganzheitlichkeit‘, da sie den Personen nur in ihrem ‚Klient\*in-Sein‘ begegne. Die *lebensweltorientierte Soziale Arbeit* hingegen verwirkliche eine ‚ganzheitliche Perspektive‘ insbesondere durch den Aufbruch von Distanzen; konkreter: dem Platzieren der Hilfen ‚in‘ den ‚Lebenswelten‘ (wie in den Struktur- und Handlungsmaximen ausgeführt). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit* nehme an der ‚Lebenswelt‘ teil und „transzendiere“ diese zugleich (Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2018, S. 939). An dieser Stelle ergibt sich bereits eine Unklarheit hinsichtlich der Bezugnahme auf *Habermas’* ‚System/Lebenswelt‘ Differenz. Es ist evident, dass *Thiersch* mit seiner Kritik an ‚dieser‘ Sozialen Arbeit des 20. Jahrhunderts den Analysen *Habermas* folgt und die ‚kolonialisierenden‘ Charakteristika treffend herausstellt. Folgt man *Habermas* nun jedoch weiter, erkennt man, dass eine Teilhabe Sozialer Arbeit ‚in‘ den ‚Lebenswelten‘ ihrer Klient\*innen sowie der Anspruch von ‚Ganzheitlichkeit‘ auf einen doppelten Widerspruch hinausläuft, welcher in seinen zwei Seiten durchaus zusammenhängend erscheint: (1) Die erste Problematik ergibt sich auf basalster Ebene der terminologischen Differenzierung *Habermas’* (und den damit zusammenhängen Sinnkonstruktionen); also zwischen dem ‚ganzheitlich-lebensweltlichen‘, was der ganzen Person in dem Bereich „Homme“ (Privatsphäre) zugeordnet wird und dem Funktion- und zweckgebundenen (System), im Rahmen der „Citoyen“ (‚bürgerliche‘ Öffentlichkeit) (*Habermas* 1981 II, S. 485). *Habermas* zieht auf dieser grundlegenden begrifflichen Ebene eine sehr strikte Grenze, weniger hinsichtlich der inneren Ausgestaltung<sup>125</sup> der Systeme (so zum Beispiel niederschwellig, bürokratisch, offen et cetera), sondern vielmehr hinsichtlich ihrer zu Grunde liegenden (‚zerteilenden‘) Funktion in Anbetracht systemintegrativer Logiken. Ab dem Zeitpunkt, in dem die (‚ganze‘) Person zur Klient\*in im Funktionssystem Sozialer Arbeit wird, drängt sich ein ‚Teil‘, ein ‚Fragment‘

---

<sup>124</sup> Explizit pointiert *Thiersch*: „Soziale Arbeit geht nicht auf im Dienstleistungskonzept“ (*Thiersch* 1995, S. 241).

<sup>125</sup> Diese wird im zweiten Punkt behandelt.

des ‚Ganzen‘ in den Vordergrund und zwar vor allem jene Aspekte, welche mit dem ‚Klient\*in-Sein‘ verbunden werden (Schüler\*in-Sein, Arbeitslosigkeit, Wohnungslosigkeit, Abhängigkeit et cetera) (vgl. ebd., S. 477).<sup>126</sup> Doch nicht nur die Klient\*innen entbehren im System ihre ‚lebensweltlich‘ Ganzheitlichkeit, auch die Professionellen nehmen ihre Rolle der ‚Sozialarbeiter\*in‘<sup>127</sup> ein, im Rahmen der damit verbundenen Funktionen, Erwartungen und Anforderungen<sup>128</sup>. Selbst wenn der tatsächliche Raum der Interaktion beispielsweise Zuhause (Hausbesuche), also im ‚Privaten‘ stattfindet, bleibt die Situation eingebettet in funktionell-systemische Strukturen und muss demnach, nach *Habermas*, strängend so getrennt und benannt werden. An dieser Stelle halte ich fest: Soziale Arbeit, im Sinne *Habermas*, muss als formalisierter Teil rational-reflexiver Brechung von symbolischen (Hilfe-)Prozessen der ‚Lebenswelt‘ (insbesondere auf der gesellschaftlichen Ebene) verstanden werden (vgl. *Habermas* 1981 II, S. 221). Darüber hinaus ist also zu vermuten, dass *Thiersch* diese Differenzierung ‚unmarked‘ lassen muss oder diese zumindest relativiert, da die Idealkonstruktionen von ‚Ganzheitlichkeit‘ und ‚In-Sein‘ (transzendieren) ansonsten nicht in ihrer argumentativen Kraft aufgehen würden. Dies führt zur zweiten Unklarheit: (2) Setzt man voraus, dass eine ‚ganzheitliche‘ (also *lebensweltorientierte*) Soziale Arbeit, trotz funktioneller Strukturierung möglich sei, so liegen die explizierenden Gedanken *Thierschs* im Konzept der *Lebensweltorientierung* nahe: „Alltagsnähe“, „Regionalisierung/Dezentralisierung“, „Flexibilisierung“ et cetera. Wer ‚ganzheitlich‘ mit den Klient\*innen arbeiten will, muss diesen logischerweise nicht nur in vermeintlich karitativen, offensichtlich ‚öffentlichen‘ Settings begegnen, sondern ist gewillt, eine Hilfe im ‚Privaten‘, den Orten des (vermeintlich normalen) Alltäglichen zu implementieren und die Menschen ebendort aufzusuchen; dort „[...] abzuholen, wo sie stehen“ (*Thiersch* 2012, S. 23). Dies stellt *Thiersch* ferner als das (notwendige) „Alleinstellungsmerkmal“ professioneller Sozialer Arbeit dar (*Thiersch* 2016, S. 50). Im „*Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*“ wird ausdrücklich unterstrichen, dass auch eine ‚ganzheitliche‘ Soziale Arbeit in struktureller Asymmetrie agiert, die Gefahr einer ‚Kolonialisierung‘ also nach wie vor besteht (vgl. ebd., S. 41).

---

<sup>126</sup> Dabei soll definitiv unterstrichen werden, dass diese Aspekte keineswegs starr und klar, sondern vielmehr komplex und multiple sind.

<sup>127</sup> Es wäre eine Spekulation wert, zu überlegen, ob es der sozialarbeitenden Person möglich wäre, qua ‚Zurückhaltung‘ oder gar ‚Ausschaltung‘ von funktionellen Rahmenbedingungen und Rollenmerkmalen (Auftrag, Normalitätsvorstellungen et cetera), wie unter anderem durch eine phänomenologische Reduktion (ἐποχή), in einen ‚lebensweltlichen‘ Modus zu gelangen (vgl. u. a. *Thiersch* 2014 in *Böhnisch/Thiersch*, S. 32). Die Frage der Professionalität sei an dieser Stelle dahingestellt.

<sup>128</sup> Wobei auch erneut eine Spannung zwischen ‚Alltag‘ (so unter anderem ‚everyday work‘) und ‚Ganzheitlichkeit‘, im Sinne *Habermas*, angemerkt werden soll. Die ‚Alltagswelten‘ (Schule, Arbeit et cetera), welche in der *Lebensweltorientierung* als ‚lebensweltliche Räume‘ benannt werden, scheinen sich nicht wirklich mit der scharfen Grenze von ‚Lebenswelt/System‘ nach *Habermas* überein bringen zu lassen, da in ebendiesen ‚Räumen‘ Fragmente des ‚Ganzheitlichen‘ funktionalisiert werden.

Ebendiese mitschwingende Gefahr solle nicht geleugnet werden, sondern stets als kritisch-reflexives Moment bei den Sozialarbeiter\*innen präsent sein. Durch Verhandlung im Prozess und mühsam aufzubauende Anerkennung beider Seiten sei dem entgegen zu wirken:

„[...] Das kann und muss auch zur Konsequenz haben, dass sich im Konkreten die Positionen im gemeinsamen Agieren von Professionellen und Adressat\_innen verwischen oder gar vertauschen“ (vgl. ebd., S. 41).<sup>129</sup>

Ferner soll dadurch eine „Emphase der Normalisierung“<sup>130</sup> angestrebt werden, was als schlüssige Konsequenz aus der Idealkonstruktion von ‚Lebenswelt/Alltag‘ hervorgehe (*Thiersch* 2016, S. 39). Es erscheint als müsste *Thiersch* an dieser Stelle argumentieren, dass Soziale Arbeit nur ‚ganzheitlich‘ arbeiten und die ‚Eigensinnigkeit‘ der Klient\*innen respektieren kann, wenn sie, ähnlich wie es *Thiersch* für ‚Lebenswelt‘ an sich konstatiert, in den „räumlichen, zeitlichen und sozialen Strukturen“ (vgl. 3.1) des normalen ‚Alltags‘ vorkommt und in diesen agiert. Dies führt zurück zur notwendigen „ontologischen Prämisse“, welche in 3.3 thematisiert wurde. Darüber hinaus müsse sich die Soziale Arbeit „einmischen“, um diese strukturalen Veränderung der Praxis voranzutreiben (vgl. *Thiersch* 2014, S. 42). Der Anspruch einer wertschätzenden Haltung sowie das ‚Verhandeln‘ mit den Klient\*innen (im Rahmen der Möglichkeiten des jeweiligen Handlungsfeld), beispielsweise im gemeinsamen Erstellen von Hilfeplänen, ist definitiv ein anzustrebendes Ziel einer mit Menschen arbeitenden Praxis. Doch kann man im Sinne *Habermas‘* von einer Orientierung oder gar einer Respektierung der ‚Lebenswelt‘ sprechen? Um dies zu beantworten ist zuerst *Habermas‘* Feststellung zu vergegenwärtigen, dass es immer weniger system-freie Räume gibt, genauer noch funktions-freie Sphären des Lebens (vgl. *Habermas* 1981 II, S. 547 f.). Vor diesem Hintergrund stelle man sich eine *lebensweltorientierte* Handlungssituation<sup>131</sup> vor: Der Rahmen wäre ‚alltagsnah‘ im Sinne *Thierschs*, also zu einer möglichst flexiblen Zeit, an einem sozialräumlich erreichbaren (vertrauten-heimatlichen) Ort, zum Beispiel in der Küche der Klientin. Es soll gemeinsam über den weiteren Verlauf des Prozesses ‚verhandelt‘ und ein gemeinsamer Hilfeplan erstellt werden. Die Sozialarbeiterin hat

---

<sup>129</sup> Was erneut zu der Vermutung führt, dass eine *lebensweltorientierte* Soziale Arbeit in der Praxis, zumindest an manchen Stellen im Prozess, auf eine Durchführung phänomenologischer Reduktion der ‚professionellen Rolle‘ hinauslaufen würde oder sogar darauf insistiert.

<sup>130</sup> An dieser Stelle sei ein Zitat *Waldenfels‘*, in Anlehnung an *Husserl*, angemerkt, um einen kritischen Gedanken festzuhalten, welcher im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht ausgeführt werden kann: „Wenn Normalität jedoch auf einen Prozeß der Normalisierung zurückgeht, so bedeutet dies, daß niemals völlig normal ist, was normal wird. [...] Dies ist Ausdruck einer grundlegenden Kontingenz, die besagt, daß es auch anders kommen könnte. Das Andersseinkönnen impliziert, daß Dominanzen, die im Reich der Normalität auftreten, von lediglich provisorischer Art sind. Nur wenn die Kontingenz in den Hintergrund tritt und wir >>selbstvergessen<< in die Erfahrung leben, stellen die Verhältnisse sich als selbstverständlich dar“ (*Waldenfels* 2015, S. 301).

<sup>131</sup> Selbstredend wird das Folgende in überspitzter und vorallem in verkürzter Form dargestellt, wird also nicht der gänzlichen Komplexität des Ansatzes gerecht. Nichtsdestotrotz ist dies hinreichend, um ‚mögliche‘ Spannungen aufzuzeigen, welche sich aus einer *Habermas‘*sehen Sicht ergeben könnten.



es geschafft, ein wertschätzendes Vertrauensfundament aufzubauen und beide Parteien, Klientin wie Sozialarbeiterin, haben das Gefühl auf Augenhöhe ihre beiden Positionen einnehmen und von dort ‚verhandeln‘ zu können. Füge man sogar noch hyperbolisch hinzu, dass es der professionellen Sozialarbeiterin gelingt eine Art ‚phänomenologische Reduktion/Epoché‘ (ἐποχή) durchzuführen, um eine höherstellende ‚expertologische‘ oder gar ‚kolonialisierende‘ Perspektive zu vermeiden. Aus einer *Habermas*‘schen Sicht müsste nun angemerkt werden, dass sich trotz ‚Zurückhaltung‘ der eigenen Rolle eine vorstrukturierte, machtasymmetrische Rahmung um die ‚Verhandlung‘ spinnt und diese durchdringt. Konkreter noch müsste man radikal zuspitzen, dass es der sanktionsfähige Staat als Funktionssystem ‚Soziale Arbeit‘ ist, welcher grade in der Wohnung sitzt und versucht einen ‚lebensweltlichen Horizont‘ herzustellen oder mit *Habermas* gesprochen: „vorzutäuschen“<sup>132</sup> (*Habermas* 1981 II, S. 567). Es mag den Professionellen eine strukturelle Offenheit eröffnen, sich für den Moment konkret situativer Interaktion von Vorstrukturiertem zu lösen und sich auf die Situation einzulassen, die Rollenverteilung bleibt jedoch de facto gleich, auch wenn womöglich ein Gefühl der ‚Ganzheitlichkeit‘ produziert werden kann. Um es zu pointieren: Ob es aus sozialpädagogischer Sicht für die Klient\*innen im Einzelfall effektiver und ‚wertschätzender‘ ist, die „Struktur- und Handlungsmaxime“ (vgl. 3.1) *lebensweltorientierter Sozialer Arbeit* umzusetzen, lässt sich mit *Habermas* nicht beantworten. Deutlich lässt sich jedoch unterstreichen, dass der Versuch (und so muss es betrachtet werden), einen ‚ganzheitlichen‘ Ansatz zu realisieren qua Präsenz ‚in‘ der ‚Lebenswelt‘ der Klient\*innen eine Legitimationsgrundlage bietet, um in eine weitere system-freie Sphäre einzudringen. Um es zusammenzufassen (und die Frage des ‚richtigen‘ pädagogischen Handelns auszuklammern): Ein ‚In-Sein‘ kann im Sinne der *Habermas*‘schen Differenz von ‚System/Lebenswelt‘ kein *lebensweltorientiertes* Agieren Sozialer Arbeit sein, vielmehr greife sie damit in diese ein und institutionalisiere den Staat dort, wo vorher ‚Lebenswelt‘ war. *Lebensweltorientierung* müsste demnach einen nahezu gegensätzlichen Anspruch verfolgen und zwar das Insistieren auf ein ‚Raus-sein‘, also das Erhalten und Schaffen<sup>133</sup> von Räumen, Sphären, Inseln (et cetera) in die der Staat (in Form der Sozialen Arbeit oder sonst wie) nicht nur nicht eingreifen kann, sondern in denen er einfach nicht vorkommt; wo sich tatsächlich kein ‚Fragment‘ der Person aufgrund funktioneller Rahmung in den Vordergrund drängt<sup>134</sup>. Doch was bleibt dann (von der Funktion Sozialer Arbeit) übrig? Diese Frage führt zurück zu der

---

<sup>132</sup> Ferner ließe sich dies unter einer machtanalytischen Perspektive betrachten; dazu u. a.: Kessler in Anhorn/Bettinger/Stehr 2007, S. 203 ff. oder Stehr in ebd., S. 29 ff.

<sup>133</sup> Wobei der Begriff des ‚Schaffens‘ auch auf eine Ambivalenz hinweist. Ganz im Sinne von: Wir haben die Natur kaputt gemacht, nun schaffen wir uns Gärten.

<sup>134</sup> Es sei nochmal betont, dass es sich an dieser Stelle nicht um eine ‚pädagogische Bewertung‘, sondern lediglich um die thematisierten ‚unmarked spaces‘ handelt.

argumentativen Funktion der ‚Kolonialisierung der Lebenswelt‘ im ‚Theoriekonzept‘ *Thierschs*. Was übrig bleibt ist nämlich eine distanzierte, kalte, dienstleistende Soziale Arbeit, welche eben nicht im Alltag der Klient\*innen vorkommt, sondern ihren Rahmen sowie ihre Funktion genauestens absteckt (so gesehen das Gegenteil zu ‚Alltagsnähe‘, ‚Regionalisierung‘, ‚Partizipation‘ et cetera). Von genau ‚dieser‘ Sozialen Arbeit will sich *Thiersch* aber deutlich distanzieren und funktionalisiert dafür den Begriff der ‚Ganzheitlichkeit‘. Ohne die benannten Aspekte der *Habermas*‘schen Theorie auszuklammern, wäre es kaum möglich diese als Fundament für eine so strenge Unterscheidung zwischen der Sozialen Arbeit des 20. Jahrhunderts und der *Lebensweltorientierung* zu ziehen: ganzheitlich versus fragmentarisch, wertschätzend versus kolonialisierend, In-der-Lebenswelt/alltagsnah (*lebensweltorientiert*) versus Nicht-in-der-Lebenswelt/distanziert/dienstleistend et cetera. Das skizzierte Problem, das abschließend aufgegriffen werden soll, führt zu *Luhmann* zurück, wenn er sich auf die unterscheidenden Beobachter\*innen bezieht: „Sie können die Einheit ihrer Unterscheidungen nicht sehen, weder die Einheit von Destruktion und Überleben noch die Einheit von guten und bösen Beteiligten“ (*Luhmann* 1992a, S. 161). Ferner möchte ich damit *Heiko Kleves* Vermutung der ‚Invisibilisierung‘ der systemischen Funktion Sozialer Arbeit weiterspinnen, indem ich die Frage aufwerfe, ob eine (modernisierte) Soziale Arbeit, welche sich ‚Ganzheitlichkeit‘ sowie *Lebensweltorientierung* zuschreibt und darüber hinaus auf klare Abgrenzung zu einer ‚dienstleistenden‘ Sozialen Arbeit mit ihren strengen Arbeitsstrukturen insistiert, nicht die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Extrempolen im Schatten verschwinden lässt, also die ‚Einheit‘ de-thematisiert? Will man das Vorgehen *Thierschs* ferner als eine Art verknüpfende ‚Diagnose‘ gegenwärtiger (oder auch zurückliegender) Sozialer Arbeit sowie der Gesellschaftsverhältnisse (im neoliberaler Staat et cetera) verstehen, scheint dies eine „abgeschlossene Kommunikation“ zu setzen, von der aus asymmetrisch weiter programmatisch für handlungsweisende und auch theoretisierende Entscheidungen argumentiert wird (vgl. u. a. Krönig in Binder 2018, S. 39).

## 5.2 Abschließender Verortungsversuch – Fazit

Es bildet sich ab, dass die intensive Auseinandersetzung mit dem Theorieprojekt (oder auch Praxiskonzept) *Thierschs* verschiedene Irritationen aufwirft, welche einer tieferen Analyse bedürften. Der untersuchende Blick hat sich im Verlauf dieser explorativen Arbeit immer weiter auf die strukturellen Kopplungen von bezugswissenschaftlich-entlehnten Semantiken und der (normativ) operativen Setzung dieser im sozialarbeitswissenschaftlichen/erziehungswissenschaftlichen System gerichtet, wobei sich insbesondere auf ‚Modernisierungserzählungen‘ über

Gesellschaft und die in dieser lebenden Individuen bezogen wurde. Wohlgermerkt finden diese Verknüpfungen nicht ‚irgendwo‘ (dritter Ort o. ä.) statt, sondern im sozialarbeiterischen/pädagogischen System (bezüglich konkreter Handlungs(-konzepte)) oder im wissenschaftlich-diskursiven System (vgl. Krönig in Binder 2018, S. 34). Wie an einigen (exemplarischen) Stellen ersichtlich wurde, ging und geht dieser Prozess des Zugriffs und Umcodierens mit gewissen Verlusten, gar abschneidenden oder verdunkelnden Konsequenzen einher. Die Frage ist entsprechend, wie es demnach um den Gehalt des doppelten Anspruch der *Lebensweltorientierung* steht:

„Lebensweltorientierung bezeichnet sowohl ein Rahmenkonzept sozialpädagogischer Theorieentwicklung als auch eine grundlegende Orientierung sozialpädagogischer Praxis.“ (Thiersch 2002, S. 128).

Ich werde nun, auf Grundlage des zuvor Erarbeiteten, den abschließenden Versuch angehen, zur Klärung der Spannungen zwischen den differenten Wissensformen, welche aus den weiten Ansprüchen des Theorieprojekts *Lebensweltorientierung* hervorgehen sollen, beizutragen. Hier für ziehe ich die Ausarbeitungen von *Franz Krönig* (2018) über die verschiedenen Wissensformen in der Pädagogik (im weitesten Sinne)<sup>135</sup> heran. Folgend werden diese skizziert:

*Krönig* bietet eine kaskadenförmige Veranschaulichung von unterschiedlichen Formen des Wissens und den jeweiligen Bezugs- und Reflexionsinstanzen im Kontext von Pädagogik an, wobei die Einheit der jeweiligen Differenz jeweils in ihrer Einheit „lokalisiert“ wird (*Krönig* in *Binder* 2018, S. 35): Pädagogik wird aufgefächert, ausgehend von der konkreten Praxis in der quasi jegliche Phänomene, Themen, Probleme (et cetera) aus sowohl erziehungswissenschaftlicher Forschung sowie pädagogischen Handlungsfeldern aufeinandertreffen; also: „Pädagogik“ im Sinne einer „Reflexionsinstanz erzieherischen [oder sozialarbeiterischen] Handelns und Kommunizierens“ oder auch als Einheit der Differenzierung Pädagogik/Erziehungswissenschaft (Soziale Arbeit/Sozialarbeitswissenschaft) (Pädagogik 1 in Abb.1) (ebd.). Ebendiese Pädagogik (Soziale Arbeit) (1), welche die Praxis reflektiert, wird wiederum von einer (erziehungs-)wissenschaftlichen Pädagogik (sozialarbeitswissenschaftliche Soziale Arbeit) (Pädagogik 2 in Abb.1) reflektiert und definiert (ebd.). An dieser Schnittstelle ergibt sich eine wechselseitige Beziehung zwischen Erziehungssystem und Wissenschaftssystem, da sich Pädagogik

---

<sup>135</sup> ‚Im weitesten Sinne‘ meint konkreter, dass ich hier Soziale Arbeit als Konnex aus Sozialpädagogik und Sozialarbeit verstehe und ferner dem weitgefassten Überbegriff der Pädagogik unterordne, daher sinngemäß Äquivalenzen setze: pädagogisches Handeln – sozialarbeiterisches Handeln et cetera. Im Rahmen dieser Verortung, genauer noch dem Bezug auf die verschiedenen Wissensformen in der Pädagogik (und eben nicht auf konkrete Handlungsfelder o. ä.), sollte dies hinreichend und komplikationslos anwendbar sein.



dest oberflächlich-explorativ aufzeichnen lassen, dass der ‚Lebensweltbegriff‘ in der *Lebensweltorientierung* eine gar platzhaltende Funktion als Einheit für verschiedene Differenzen wie ‚lebensweltorientiert/dienstleistend‘, ‚ganzheitlich/verkürzt‘, ‚wertschätzend/kolonialisierend‘, ‚soziale Gerechtigkeit/Neoliberalismus‘ usw. einnimmt, aber andere wie ‚(Funktions-)System/Lebenswelt‘, im Sinne der Lesart *Habermas*‘, zumindest relativiert werden. Im Rahmen dessen wurde auf De-Kontextualisierungen und Um-Codierungen von Termini (wie ‚Ganzheitlichkeit‘ in Bezug auf ‚ganze Person‘) hingewiesen. ‚Lebenswelt‘ wird also auf verschiedenen Ebenen der Reflexion- und Bezugnahme als Einheit für eine jeweils passende Differenz angewandt<sup>136</sup>; zum Beispiel in der praxisorientierten Sozialen Arbeit als ‚ganzheitliches/verkürztes‘ Handeln oder in der (vermeintlich) bezugswissenschaftlichen Sozialarbeitswissenschaft als Pendant zu ‚soziale Gerechtigkeit/neoliberaler Staat‘. Konkreter, aber eventuell verkürzt, könnte man festhalten, dass auf verschiedenen Ebenen die Einheit der Differenz von ‚richtiger/falscher‘ Sozialer Arbeit inbegriffen wird und sich darüber hinaus eine zirkelschlüssige Argumentationskette anknüpfen lässt; von den Umbauten Sozialer Arbeit bis hin zur Realisierung des „Großprojekts sozialer Gerechtigkeit“ (wie in 3. bis 3.4 dargestellt) (vgl. u. a. ebd., S. 30). Es kommt ferner zu einer Positivierung (mitsamt normativen Markierungen) bezugswissenschaftlicher Segmente, welche in der Konsequenz also weniger in ihrem kontextuellen (wissenschaftlichen) System als ‚Story‘ (diskursive Erzählung) übernommen, sondern vielmehr als notwendige Voraussetzung dargestellt werden. So fungiert beispielsweise die Setzung des ‚Phänomens‘ des „brüchig gewordenen Alltags“ und der abhandengekommenen Normalität in der zweiten Moderne, konkreter in den „Verunsicherungen von Lebensverhältnissen [...] in Arbeits-, Konsum- und Freiheitsverhältnissen“ (Thiersch 2016, S. 36) als festgestelltes Faktum, welches es plausibler erscheinen lässt, die Arbeitsverhältnisse Sozialer Arbeit zu öffnen und alltagsnah ‚in‘ den ‚Lebenswelten‘ der Klient\*innen agieren zu ‚müssen‘. Kritisch betrachtet handelt es sich um bezugswissenschaftliche Modernisierungserzählungen, genauer noch abgeschnittene Bruchstücke ebendieser, welche in einem vermeintlichen System bezugswissenschaftlicher Sozialarbeitswissenschaft als Reflexionsinstanz für die ‚sozialarbeiterische Sozialarbeitswissenschaft‘ (pädagogische Erziehungswissenschaft) und daran anschließende ‚praxisorientierte Soziale Arbeit‘ dienen soll und handreichend-konstatierend für konkrete Praxis fungiert. Aus wissenschaftstheoretischer, diskursiver Sicht kann ebendiese vermeintliche Sozialarbeitswissenschaft (Theorie der *Lebensweltorientierung*) aber, wenn überhaupt, nur noch im erziehungswissenschaftlichen/sozialarbeitswissenschaftlichen System reflektiert werden, da

---

<sup>136</sup> In der praxisorientierten Sozialen Arbeit (also quasi Pädagogik 1): Differenz von ‚ganzheitlichem/verkürztem‘ sozialarbeiterischen Handeln.

sich der Geltungs- und Relevanzanspruch von einem wissenschaftlichen auf einen sozialarbeiterischen/(sozial-)pädagogischen verschiebt. Wenn man so will, verliert in diesem Fall der Begriff von ‚Lebenswelt/Alltag‘ (s)einen Kontext, gewinnt an einer anderen Stelle aber einen neuen (ideologischen) Funktionssinn dazu, indem er als Baustein einer sozialarbeiterischen Problemlösung eingeführt wird. So sei die abschließende Hypothese festzuhalten, dass die *Lebensweltorientierung*, verstanden als (selbstzugeschriebenes) „Wissenschaftskonzept“ (ebd., S. 28) und als „Handlungskonzept“ (ebd., S. 42), sich zwar bei den jeweiligen bezugswissenschaftlichen Systemen bedient, dies auch durchaus qua Explikation und Quellenverweisen ersichtlich macht, sich aber durch entkoppelnde ‚Um-Codierung‘ und ‚Ent-Kontextualisierung‘ dem reflexiven Moment ebendieser verschließt, sich ferner wissenschaftstheoretischer Strenge entzieht. Die angeführten Erkenntnisse dieser Arbeit müssen als explorativ und relativ verstanden werden. Es zeichnet sich jedoch ab, dass die *Lebensweltorientierung* weiter dahingehend zu untersuchen ist, auf welche Weise andere Bezugssysteme (wie u. a. von *Schütz*, *Husserl*, *Kosik* et cetera) herangezogen wurden und welche ‚gesetzten‘ Differenzen dahingehend entstanden sind beziehungsweise zu welcher ‚Funktion‘. Ferner müssten sich die entsprechenden Auswirkungen auf die Kompatibilität der bezugswissenschaftlichen oder darüber hinaus noch der wissenschaftstheoretischen Reflexionsfähigkeit angesehen werden (mit der kritischen Vermutung, dass sich die *lebensweltorientierte Soziale Arbeit* zu einem selbstaffirmativen System entwickelt).

Am Ende dieser Arbeit steht also ein etwas präzisiertes (aber durchaus offenes) Infragestellen des „wissenschaftlichen Charakters“ (ebd., S. 28) der *Lebensweltorientierung* hinsichtlich wissenschaftstheoretischer Reflexionsansprüche. Inwiefern sich dies auf die „Maßgeblichkeit“ (vgl. u. a. Thiersch in Rauschenbach et. al 1993, S. 12; Thiersch 2002, S. 29; Kraus 2013, S. 144; Grunwald/Thiersch in Grunwald/Thiersch 2016, S. 24) für die Praxis<sup>137</sup>, die Theorie oder die Selbst- und Positionsbestimmung der Sozialer Arbeit auswirken mag, ist in weiteren Explorationen, Analysen und kritischen Blicken zu untersuchen..

---

<sup>137</sup> Wobei sich in dieser Beleuchtung auch nur oberflächlich-akzentuiert mit den Konsequenzen des *lebensweltorientierten* Ansatzes für die Praxis Sozialer Arbeit beschäftigt wurde. Dies wäre, anknüpfend an diese Vorarbeiten, in einem weiteren Schritt durchaus notwendig

## 6. Literatur- und Quellenverzeichnis

- Beck, Ulrich** (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. 22. Auflage. Frankfurt/a.M.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas** (1972): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 3. Aufl. Frankfurt/a.M.
- Bloch, Ernst** (1985): Spuren. Frankfurt/a.M.
- Blumenberg, Hans** (2007): Zu den Sachen und zurück. Frankfurt/a.M.
- Cleppin, Georg** (2008): Lebensweltorientierte Orientierung in Widersprüchen. In: Widersprüche 108. 06/2008: Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie Sozialer Arbeit? [Zugriff: Letzte Aktualisierung 11.08.2019]: <https://www.widersprueche-zeitschrift.de/rubrique150.html>
- Dewe, Bernd /Otto, Hans-Uwe** (2005): Profession. In: Otto, Hans-Uwe//Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. 3. Aufl. München S. 1399-1423.
- Durkheim, Émile** (1988): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. 2. Aufl. Frankfurt/a.M.
- Engelmann, Peter** (1990): Postmoderne und Dekonstruktion: Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart.
- Fellmann, Ferdinand** (2009): Phänomenologie zur Einführung. Hamburg.
- Fink, Eugen** (1976): Nähe und Distanz. Phänomenologische Vorträge und Aufsätze. Freiburg/München.
- Fuchs, Peter/Halfar, Bernd** (2000): Soziale Arbeit als System. Zur verzögerten Ankunft des Systembegriffs in der Sozialen Arbeit. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 3+4/2000, S.56-58.
- Grathoff, Richard** (1978): Alltag und Lebenswelt als Gegenstand der phänomenologischen Sozialtheorie. In: Hammerich, Kurt (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Opladen. S. 67-85.
- Grathoff, Richard** (1979): Über Typik und Normalität im alltäglichen Milieu. In: Sprondel, Walter (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart. S. 89-107.
- Grathoff, Richard** (1989): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und sozial phänomenologische Forschung. Frankfurt/a.M.
- Giesen, Bernhard** (1991): Die Entdinglichung des Sozialen – Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne. Frankfurt/a.M.
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans** (2016): Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim.
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans** (2018): Lebensweltorientierung. In: Otto, Hans-Uwe//Thiersch, Hans/Trepow, Rainer/Ziegler, Holger (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 6.Aufl. München. S. 904-915.
- Habermas, Jürgen** (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1 Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalität. 8. Aufl. Frankfurt/a.M.
- Habermas, Jürgen** (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2 Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. 8. Aufl. Frankfurt/a.M.
- Habermas, Jürgen** (1991): Texte und Kontexte. 2. Aufl. Frankfurt/a.M.

- Heidegger, Martin** [1927] (1979): Sein und Zeit. 15. Aufl. Tübingen.
- Held, Klaus** (2002): Edmund Husserl. Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II. Stuttgart
- Hollstein-Brinkmann, Heino** (1993): Soziale Arbeit und Systemtheorie. Breisgau.
- Husserl, Edmund** (1929): Cartesianische Meditationen. [Husserliana I]. Hamburg.
- Husserl, Edmund** (1950): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. [Husserliana III] Den Haag.
- Husserl, Edmund** (1956): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie [Husserliana VI]. Hamburg.
- Husserl, Edmund** [1893/94-1921] (2005): Logische Untersuchungen. Ergänzungsband. Zweiter Teil. Texte für die Neufassung der VI. Untersuchung. Zur Phänomenologie des Ausdrucks und der Erkenntnis [Husserliana XX/II]. Den Haag.
- Kaminsky, Carmen** (2017): Soziale Arbeit – normative Theorie und Professionsethik. Opladen & Toronto.
- Kessl, Fabian** (2007): Wozu Studien zur Gouvernementalität in der Sozialen Arbeit? Von der Etablierung einer Forschungsperspektive. In: Anhorn, Roland; Bettinger, Frank; Stehr, Johannes (Hrsg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden. S. 203-225.
- Kleve, Heiko** (2000): Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie Sozialer Arbeit. 1. Aufl. Freiburg.
- Kleve, Heiko** (2007): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Kosik, Karel** (1986): Die Dialektik des Konkreten. Eine Studie zur Problematik des Menschen und der Welt. 2. Aufl. Frankfurt/a.M.
- Kraus, Björn** (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung: eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. Kontext: Zeitschrift für systemische Therapie und Familientherapie, 37(2), S. 116-129. [Zugriff: Letzte Aktualisierung 11.08.2019]: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-47820-7>
- Kraus, Björn** (2013): Erkennen und Entscheiden. Grundlagen und Konsequenzen eines erkenntnistheoretischen Konstruktivismus für die Soziale Arbeit. Beltz Juventa. Weinheim und Basel.
- Kraus, Björn** (2016): Macht - Hilfe - Kontrolle: Grundlegungen und Erweiterungen eines systemisch-konstruktivistischen Machtmodells. In: Kraus, Björn/ Krieger, Wolfgang (Hrsg.): Macht in der Sozialen Arbeit: Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. S. 101-130. [Zugriff: Letzte Aktualisierung 11.08.2019]: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/47358>
- Kraus, Björn** (2017): Plädoyer für den Relationalen Konstruktivismus und eine Relationale Soziale Arbeit. In: Forum Sozial, 1, S. 29-35. [Zugriff: letzte Aktualisierung 11.08.2019]:



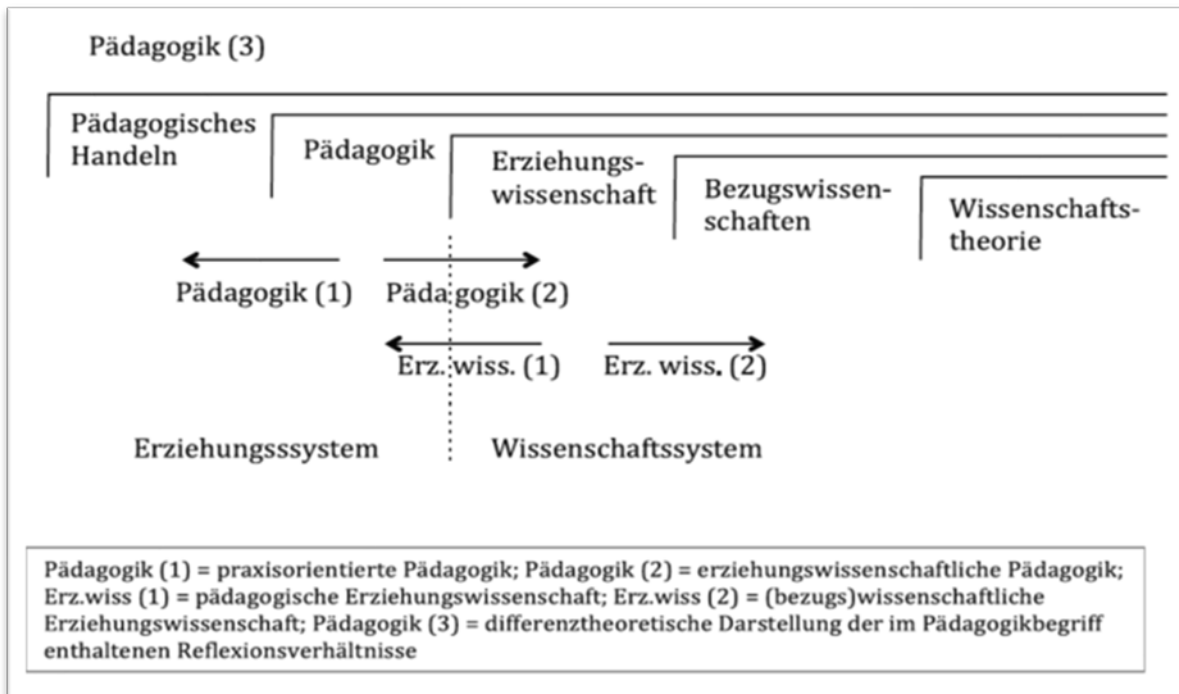
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaar-51948-7>

- Krieger, Wolfgang; Kraus, Björn** (2018): Normativität und Wissenschaftlichkeit in der Wissenschaft Sozialer Arbeit: Zur Kritik normativer Dimensionen in Theorie, Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit. Weinheim.
- Krönig, Franz** (2018): Modernisierungserzählungen in der Pädagogik. Ein systemtheoretischer Orientierungsversuch mit ideologiekritischer Wendung. In: Binder, Ulrich (Hrsg.): Modernisierung und Pädagogik – am bivalenten und paradoxe Interdependenzen. Weinheim. S. 31-44.
- Luhmann, Niklas** (1974): Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. 4. Aufl. Köln.
- Luhmann, Niklas** (1992a): Beobachtungen der Moderne. Wiesbaden.
- Luhmann, Niklas** (1992b): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/a.M.
- Luhmann, Niklas** (2004): Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Frankfurt/a.M.
- Luhmann, Niklas/Bäcker Dirk** (2004): Einführung in die Systemtheorie. Darmstadt.
- Neumann, Sascha/Sandermann, Phillip** (2008): Hellsichtige Blindheit. Zur vermeintlichen sozialwissenschaftlichen Wende der sozialpädagogischen Theorie. In: Widersprüche 108. 06/2008: Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie Sozialer Arbeit? [Zugriff: Letzte Aktualisierung 11.08.2019]:  
<https://www.widersprueche-zeitschrift.de/rubrique150.html>
- Nietzsche, Friedrich** [1882] (2000): Die Fröhliche Wissenschaft. 1. Aufl. Hamburg.
- Pieper, Annemarie** (1973): Norm. In: Krings, Hermann/Baumgartner, Michael, Hans/Wild, Christoph (Hrsg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe 4. Mensch Relation. München. S.1009-1020.
- Sartre, Jean Paul** (1993): Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg.
- Schütz, Alfred/ Luckmann, Thomas** (1991): Strukturen der Lebenswelt. Vol. 1-2. Frankfurt/a.M.
- Schütz, Alfred** (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/a.M.
- Staub-Bernasconi, Silvia** (2007): Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Trippelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. In: Zeitschrift für Sozialarbeit in Österreich (SIÖ), H 2. S. 8-17.
- Stehr, Johannes** (2007): Normierungs- und Normalisierungsschübe – Zur Aktualität des Foucaultschen Disziplinbegriffes. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden. S. 29-40.
- Thiersch, Hans** (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit. 2. Aufl. Weinheim.
- Thiersch, Hans** (1993): Strukturierte Offenheit. Zur Methodenfrage einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, Thomas/Ortmann, Friedrich/Karsten, Maria E (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim und München. S. 11- 28.

- Thiersch, Hans** (1995): Lebenswelt und Moral. Weinheim.
- Thiersch, Hans** (2002): Positionsbestimmung der Sozialen Arbeit: Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim.
- Thiersch, Hans** (2012): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 8. Aufl. Weinheim/Basel.
- Thiersch, Hans/Böhnisch, Lothar** (2014): Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung. Gespräche zur Sozialpädagogik. Beltz Juventa. Weinheim und Basel.
- Thiersch, Hans** (2015): Soziale Arbeit und Lebensweltorientierung: Konzepte und Kontexte. Gesammelte Aufsätze. Band 1. Beltz Juventa 2015. Weinheim.
- Vahsen, Friedhelm** (1992): Paradigmenwechsel in der Sozialpädagogik. Bielefeld.
- Waldenfels, Bernhard** (1973): Verstehen und Verständigung. Zur Sozialphilosophie von Alfred Schütz. In: Sprondel, Walter (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart. S. 1-12.
- Waldenfels, Bernhard** (1997): Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1. Frankfurt/a.M.
- Waldenfels, Bernhard** (2015): Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung. Frankfurt/a. M.
- Weber, Max/Winckelmann, Johannes** (Hrsg.) (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. Aufl. Tübingen.
- Wigger, Lothar** (2002): Wie ist systemische Pädagogik heute möglich? Oder: Über den Common Sense in der Erziehungswissenschaft. Aus: Antrittsvorlesung „Wie ist systemische Bildung heute möglich?“ an der Universität Bielefeld 13.02.1997.

## Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: „Reflexionsverhältnis des Pädagogikbegriffs“



Quelle: Krönig, Franz (2018): Modernisierungserzählungen in der Pädagogik. Ein systemtheoretischer Orientierungsversuch mit ideologiekritischer Wendung. In: Binder, Ulrich (Hrsg.): Modernisierung und Pädagogik – ambivalente und paradoxe Interdependenzen. Weinheim. S. 35.

## **Abkürzungsverzeichnis**

BMJFFG = Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesellschaft

DBSH = Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.

N1 = Norm des Normalen

N2 = Norm der technisch-pragmatischen Grund- und Verhaltensmuster

N3 = Norm des notwendigen Gesetzes

N4 = Norm des freien Gesetzes

SPFH = Sozialpädagogische Familienhilfe